This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35.26.4 49542.27

Miscel. - Germ.

Gift of
Louis Thies,
of
Cambridge.

June 20, 1866.

Nachgelassene Schriften

von

H. Steffens.

Mit einem Vorworte

von

Schelling.

Berlin, 1846.

Verlag von E. H. Schroeder,

Unter den Linden No. 23.

Nachgelassene Schriften

von

Henrich

H. Steffens.

Mit einem Vorworte

von

Fr. Wilh. Jos. von

Schelling.

Berlin, 1846.

Verlag von E. H. Schroeder,

Unter den Linden No. 23.

49542.27

1866, June 20.
Gift of
Louis Fuller,
of Louisville.

Aus einem öffentlichen Vortrag

zu

H. Steffens Andenken,

gehalten am 24. April 1845.

(Mit einigen Erweiterungen.)

— — Man ist heutzutag ziemlich allgemein geneigt zuzugeben, daß in jener Zeit, wo der Name Steffens zuerst in der Literatur genannt wurde, die Philosophie einen bedeutenden Ruck gethan habe, welcher der natürlichen Sympathie zufolge die zwischen allen menschlichen Erkenntnissen stattfindet, mehr oder weniger, schneller oder langsamer auch andern Wissenschaften eine neue Bewegung mitgetheilt hätte. Herabstimmend freilich wirkt, wenn man bemerkt, worein zum Theil

der damalige Fortschritt gesetzt werde. Wahr indeß bleibt und nur parteiische Verblendung könnte übersehen, daß seit jener Zeit Standpunkte verschwunden, auf die man nicht mehr zurück-, andere entstanden sind, von denen man nicht mehr hinwegkommen kann. Freilich hört man mitunter auch wohl, es sey zu jener Zeit viel leichter gewesen, mit neuen Ansichten aufzukommen, als gegenwärtig. Liegt aber nicht eben darin die Anerkenntniß eines bedeutenden Fortschrittes, daß man gesteht, es sey jetzt schwerer, zu dem Gefundenen etwas hinzuzuthun, als es einst gewesen, dasselbe zu finden, und ist nicht eben dieß das Zeichen eines glücklich Gefundenen, daß es hintennach als das Einfachste und Müheloseste erscheint? Nachkommende mögen dadurch verleitet werden, ein Verdienst darin zu suchen, daß sie den Zugang mühevoller und schwieriger machen, leicht möglich aber, daß sie darüber vielmehr in etwas ganz

Anderes gerathen, und den Gedanken, deſſen ſie ſich gründlicher und methodiſcher bemächtigen wollten, vielmehr völlig verlieren.

Steffens war dadurch ungemein begünſtigt, daß ſeiner Hinneigung zur Philoſophie ein reiches Studium der Natur vorausgegangen war. Mineralog, Geognoſt, Geolog, hatte er in der Geſchichte der Erde die Anſchauung einer unergründlichen Vergangenheit, einer ganzen Folge von Zeiten gewonnen, in der je die eine die andere zudeckte, Eins dem Andern zu Grunde gelegt wurde, nicht ohne in dieſer Unterordnung ſelbſt verändert zu werden. Unſtreitig war es dieſe Grundanſchauung, welche von der erſten Bekanntſchaft an die gegenſeitige Anziehung zwiſchen uns vermittelte. Und auch von Seiten der Naturforſchung wurde ſein Eingehen auf philoſophiſche Speculation in jener Zeit weniger ungern geſehen als in ſpä-

terer. Es war damals ein Bedürfniß vorhanden, ſich auch des in der Natur Gegebenen philoſophiſch bewußt zu werden. Kant's Metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft hatten gewirkt. Man ſetzte etwas darein, die Natur der räthſelhaften Materie zu begreifen, an welche nunmehr die neue Molecülen-Theorie, die das Reich des Palpabeln auf Koſten des Denkens erweitert hat, nicht wohl mehr denken läßt. Damals hätte nicht leicht jemand ausgeſprochen, was man heutzutag ſo zu ſagen täglich hören kann, daß die Naturforſchung ihr Geſchäft um ſo beſſer betreibe, je ferner ſie ſich von aller Philoſophie halte; ein Satz, der eben ſo wahr iſt, wie der, daß die Kochkunſt nicht gerade dem am Beſten von Statten gehe, der dabei alles auf chemiſche Principien zurückführen wolle.

Aber allerdings iſt zwiſchen Philoſophie und Naturforſchung bei gleichſam zufälligem Zuſammentreffen im Gegenſtand eine trennende

formelle Verſchiedenheit. Dem Philoſophen zählen die Formen und Erſcheinungen der Natur nicht für ſich, ſondern als Momente eines Zuſammenhangs, der über die Natur hinausgeht und ebenſowohl auf die geiſtige Welt ſich erſtreckt. Im Zweck der empiriſchen Naturforſchung liegt es aber, ſie vielmehr abſtract, d. h. in ihrem Für-ſich-Seyn zu betrachten. Die Gegenſtände ſind alſo in der Philoſophie von anderer Bedeutung als in der abſtracten Naturforſchung, wie man diejenige nennen ſollte, welche ſich unbedingt die empiriſche nennt, als brächte nicht ihr Verfahren mit ſich, es ſtets nur auf partielle Weiſe zu ſeyn. In den allgemeinen Zuſammenhang, den nur die Vernunft darzuſtellen vermag, gehören die Dinge der Natur nicht nach dem Zufälligen ihrer Exiſtenz, ſondern nach dem, was in ihnen ein Nothwendiges, was ihr Weſen, ihre Natur iſt. Dieſes Nothwendige einzuſehen, wird man über die Dinge

hinausgehen müſſen; aber dieſes „Jenſeits der Dinge" iſt noch in der Natur ſelbſt; oder finden ſich in dieſer wirklich, wie man es zuweilen gern vorſtellen möchte, bloße Einzelheiten und nicht vielmehr als die erſten Wirklichkeiten, von denen ſich erſt alle andern ableiten, allgemeine Principien? Iſt die allgemeine Schwere ein Ding, oder iſt ſie von der andern Seite ein Begriff, und nicht vielmehr dem Ding gegenüber ein Allgemeines, dem Begriff gegenüber eine Wirklichkeit? Und ſind — Einzelheiten der Wirklichkeit, iſt nicht vielmehr dieſes Durchgängige, das wir auch in andern Formen, in Licht, Wärme, Elektricität u. ſ. w. erkennen müſſen, iſt nicht dieſes erſt der eigentliche Gegenſtand der Natur-Wiſſenſchaft, der ſich die abſtracte Naturforſchung freilich immer nur bis zu einem gewiſſen unüberſchreitbaren Punkte nähern kann? Niemand wird ihr dieſe Schranke zum Vorwurf machen, ſie iſt keine zu-

fällige für ſie, ſondern eine von ihrem Verfahren unzertrennliche. Tadle ſie es aber nicht, wenn eben darum für die Erkenntniß der Principien ein andrer Weg eingeſchlagen wird. Sie mag ſich befriedigt finden, wenn ſie die Lichterſcheinungen durch Schwingungen eines unſichtbaren Mediums begreifen zu können glaubt; aber laſſe ſie neben ſich den Andern gelten, der ſich aus einer ſolchen Erklärung nichts oder wenig macht, ſo lang ihm jene ſchwingende Materie ſelbſt nicht begriffen, oder etwas rein Zufälliges iſt. Die Philoſophie wird keinem entgegen ſeyn, der bei der allgemeinen Attraction ſtehen bleibt, weil er doch ruhig damit fortrechnen und im äußerſten Fall ſagen kann: die Anziehung ſey als bloßer Ausdruck des Phänomens zu nehmen, und ſolle nicht erklären. Verſtatte er dagegen dem Philoſophen, es ſeinerſeits für nichts Geringes zu achten, wenn er auf ſeinem Wege ausmitteln und wenn man ſo

wiſſen könnte, ob die allgemeine Schwere auf Anziehung beruht, oder ob ſie durch Druck bewirkt iſt. Durch Beobachtung und Experiment, oder überhaupt anders als in einem über abſtracte Naturforſchung hinaus gehenden Zuſammenhang wird man das freilich nicht wiſſen. Allein es ſcheint auch nicht ſchwer zu begreifen und einzuſehen, daß Erſcheinungen von ſolcher Allgemeinheit wie Licht und Schwere nicht ſelbſt wieder in einer Einzelheit, z. B. einer zufällig exiſtirenden Materie, daß ſie nur in den vorgängigen Bedingungen aller äußern Exiſtenz ihren Grund haben, und in dieſem Sinn nur a priori begriffen werden können *).

*) Deutſchlands erſte naturwiſſenſchaftliche Autorität, der Verfaſſer des Kosmos erklärt es (I. 71. 72.) für eine die Intelligenz entehrende Anſicht, „wenn unter den edeln Anlagen, mit denen die Natur den Menſchen ausgeſtattet hat, die nach einem Cau-

Die Naturphiloſophie, womit noch heutzutag Manche die ganze damalige Philoſophie bezeich-

---

ſalzuſammenhang grübelnde Vernunft verdammt werde," ſelbſt auf „die regſame, zu allem Schaffen und Entdecken nothwendige Einbildungskraft" wird dieß ausgedehnt. Es kann nicht in der Abſicht des berühmten Mannes gelegen haben, das der Vernunft für Forſchungen, die über den unmittelbaren Eindruck hinausgehen, gemachte Zugeſtändniß, durch das Prädicat der grübelnden zurückzunehmen, welches alſo hier nicht im nachtheiligen Sinn zu verſtehen iſt, wo mühſame, aber unnütze und vergebliche Unterſuchungen damit gemeint ſind. — Der Ausdruck: grübelnde Vernunft, hat übrigens durch unſern großen Lehrer Kant allerdings eine Art von claſſiſchem Anſehen erhalten. Kant nennt die grübelnde Vernunft jene, welche aus dem bloßen Begriff (z. B. des vollkommenſten Weſens) die Exiſtenz „herausklauben" will; für den umgekehrten Fall, wo die Exiſtenz das Gegebene iſt, wozu der Begriff (d. h. das, wodurch die Exiſtenz begreiflich wird) geſucht wird, z. B. für ſeine eigenen Unterſuchungen über das Weſen der Materie, hätte er ſich des Ausdrucks nicht bedient.

nen, war nur ein Theil, nur der erste Durchgangspunkt einer Bewegung, die nach dem sie bestimmenden und leitenden Gesetz über die Natur hinausgehen mußte. Aber worin immer dieser vom Höchsten bis zum Tiefsten reichende Zusammenhang seinen Abschluß fand, nie konnte die erste Beziehung auf die Natur abgerissen werden, ein früh gehörtes Wort mußte sich erfüllen:

Der Tempel, der zum Thron der Gottheit steiget,
Ruht dennoch sanft auf der Natur.

Worauf sich niemals wieder zurückkommen ließ, war der unnatürliche Supernaturalismus, von dem sich damals für immer alle bessern Geister abwandten.

Einer von unten aufsteigenden Philosophie konnte Gott nur das Ende seyn, aber er war ihr das nothwendige Ende, und darum zugleich die End-Ursache. Auf diesem höchsten Punkt

erſcheinen die Dinge als aufgenommen in die Gottheit. Immanenz der Dinge in Gott iſt der letzte Ausdruck dieſer Philoſophie. In ſo weit iſt ſie Pantheismus, aber ein unanſtößiger und unſchuldiger, wenn er rein contemplativ bleibt, d. h., wenn er ſich als Darſtellung — bloß des idealen und logiſchen Werdens der Dinge erkennt. Im entgegengeſetzten Fall entſteht jener monſtröſe Pantheismus, mit einem anfänglich „auſternhaften Abſoluten," einem Gott, der nöthig hat durch die Natur hindurch zu gehen, um ſich bewußt zu werden. Der zufällige Ausgang in einen ſolchen Pantheismus beweiſt nichts gegen jene Philoſophie, die in der angegebenen Beſchränkung (auf die bloß rationale Bedeutung) der Wiſſenſchaft des wirklichen Herganges ſtets die Mittel bereiten, und vorausgehen muß, um ſie vor dem Abgleiten in unwiſſenſchaftliche und vernunftloſe Myſtik, dem ſie in allen frü-

heren Verſuchen unterworfen war, zu bewahren. Daß übrigens ein ſo plumper Pantheismus ſo allgemeinen Eingang finden konnte, als geſchehen, kann nur zum Beweis dienen, daß weder jene reine Vernunftwiſſenſchaft die ganze Forderung der Philoſophie erfüllt, noch der ſchwache Theismus etwas vermag, den man ihm allein entgegen zu ſetzen wußte und den ich ſchwach nenne, weil er nur in abſoluter — nicht Ueber- ſondern Außerweltlichkeit (denn das iſt ein großer Unterſchied) eine der Gottheit würdige Stellung zu finden weiß.

Ich erinnere mich lebhaft der Verwunderung, die bei Vielen entſtand, als Steffens, den man ausſchließlich mit weltlicher, ja der weltlichſten Wiſſenſchaft beſchäftigt glaubte, gleichſam unmittelbar von „Kalk, Baryt und Strontian *)“ hin-

*) Man ſ. was er ſelbſt über dieſen Anfang

weg, theologiſcher Schriftſteller wurde. Gegenwärtig würde dieß niemand auffallen, da unverſehens die ganze Zeit theologiſch geworden, alles ohne Unterſchied nach dieſen Fragen ſich drängt, taub gegen die Stimme Gutmeinender, die an die frühere Zeit erinnern, wo alles der Art abgethan ſchien, ſelbſt jede Polemik gegen das Chriſtenthum von ſchlechtem Geſchmack war; wiewohl gegen die Gründlichkeit dieſer Aufklärung einigen Verdacht die paniſche Furcht einflößen durfte, als könnte die ganze alte Rechtgläubigkeit, mit allen ihren betrübenden Folgen, dem jetzigen Geſchlecht gleichſam über Nacht wieder als ein Joch auferlegt werden. Allein die Verhältniſſe ſind ernſt genug; aus wiſſenſchaftlichen Fragen ſind kirchliche, und damit unvermeidlich zugleich politiſche geworden und die Sachen auf einen Punkt gelangt, wo der

---

ſeiner Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde erzählt.

Fall des bekannten Soloniſchen Geſetzes eingetreten und es keinem gegen ſeine Mitbürger Wohlgeſinnten, der mit ſeiner Zeit leben und in ihr wirken will, erlaubt iſt gleichgültig zu bleiben, wo er zwar nicht grade Partei ergreifen (denn er könnte ja hoffen außer allen Parteien zu bleiben) aber doch ſeinen Standpunkt nehmen, und mit ausdrücklichen, unzweideutigen Worten erklären muß.

Es iſt auffallend, oder vielmehr, je nachdem man die Menſchen kennt, auch nicht auffallend, wie man der Philoſophie alle Freiheit geſtattet, von ihrem Ausgangspunkt durch folgerechtes Fortſchreiten wohin immer zu gelangen; nur wenn ſie ganz abſichtslos, durch bloße Nothwendigkeit der Sache in Berührung mit der poſitiven Religion kommt, da ſoll jene Freiheit nicht mehr gelten, da ſoll die Philoſophie wie ein ſcheu gewordenes Pferd ſich bäumen, und entſetzt ſich zurückwenden.

das wäre aber, wie jeder ſieht, die ſchmählichſte Beſchränkung einer Wiſſenſchaft, die vielmehr vor nichts erſchrecken ſoll. Nicht wohin ſie gelangen darf, läßt ſich ihr vorſchreiben. Nur daß ſie, um Philoſophie zu ſeyn, in ihrem Anfang ſchon mit jeder Autorität, welchen Namen ſie trage, gebrochen habe, muß vorausgeſetzt werden, daß ſie alſo ſelbſt den Namen chriſtliche Philoſophie ablehne, nicht nur im Sinne formeller Abhängigkeit ſondern auch im Sinn materieller Uebereinſtimmung, da dieſe für ſie als Philoſophie keine Bedeutung hat. Namentlich wird ſie die Folgen der Reformation, in ihrer ganzen Ausdehnung, und bis zu dem Extrem vorausſetzen, zu welchem es nur ſtufenweiſe gekommen iſt, wenn auch ſcharfſinnige Geiſter den nothwendigen Gang längſt vorausgeſehen hatten. Ich nenne einen Mann, von ſo anerkannt unabhängigem Geiſt, daß man auch in den nachfolgenden Worten nicht den Anhänger

der römiſchen Kirche, ſondern nur den Philoſophen hören wird. „Beklagen wir, ſagt D'Alembert, in der von ihm als Secretär der franzöſiſchen Akademie gehaltenen Lobrede auf Boſſuet, beklagen wir, wie es unſere Schuldigkeit iſt, die Theologen des Proteſtantismus, daß ſie alle Autorität in Glaubensſachen verwerfen, ſo hegen wir wenigſtens eine hinlänglich gute Meinung von ihrer Logik, um uns überzeugt zu halten, daß ſie die Conſequenzen ihres Princips ſo weit treiben werden, als ſie ſich ausdehnen laſſen, und daß der Socinianismus, zu dem heutzutag die Meiſten unter ihnen, offen oder insgeheim, ſich bekennen, früher oder ſpäter einem offenen und unverſtellten Deismus Platz machen werde.“ „Ich hatte, fährt er fort, die gedruckte Dogmatik eines Genfer Theologen in Händen, da war das erſte Kapitel überſchrieben: Von der Nothwendigkeit einer Offenbarung; in der zweiten Ausgabe lautete die Aufſchrift

nur noch: Von der Nützlichkeit einer Offenbarung; ich wette, setzt er hinzu, in einer dritten Ausgabe wird der Titel nur noch sprechen: Von der Bequemlichkeit einer Offenbarung (de la commodité d'une révelation)"*). Schade, daß D'Alembert die Voraussagung nicht bis auf die vierte Ausgabe erstreckt hat; da hätte vermuthlich die Aufschrift gelautet: Von der Unschädlichkeit einer Offenbarung. Wo nicht der Titel, die Sache wird in Lehrbüchern deutscher Theologen anzutreffen seyn, die noch den Schein eines gewissen Zusammenhangs mit der Offenbarung und der heiligen Schrift beizubehalten für gut finden. Auch D'Alemberts Vertrauen in die Logik der protestantischen Theologen ist glänzend gerechtfertigt; der déisme franc et sans alliage ist öffentlich bekannt und die ausgesprochene Weisheit des Tages.

*) Oeuvres de d'Alembert T. VII. (Éloge de Bossuet) p. 302. ss.

Dieſe Folgen alſo wird der Philoſoph vorausſetzen, und während Viele noch immer daran arbeiten, ſie herbeizuführen, ſie als vorhandene Thatſache annehmen. Er geht ſogar einen Schritt weiter und ſagt: So mußte es kommen, dieſer Fortgang war ein nothwendiger. Es mußte einmal tabula rasa gemacht, der Boden völlig eingeebnet werden, wenn das Chriſtenthum ein frei erkanntes und frei angenommenes werden, an die Stelle einer verdumpften Theologie ein von der freien Luft der Wiſſenſchaft durchwehtes und darum allen Stürmen gewachſenes, dauerhaftes Syſtem treten ſollte, ein Syſtem, das die im Chriſtenthum von Anfang enthaltenen, ſo viele Jahrhunderte wie in einem Schrein verſchloſſenen Schätze zu allgemeiner Geltung und Erkenntniß brächte. Es dürfte von dieſem Standpunkt ſogar der Wunſch gerechtfertigt ſeyn, daß der öffentliche Abfall von dem Chriſtenthum durch kein äußeres Mittel ver-

hindert, überall ohne Gefahr geſchehen könnte. Es ſelbſt will, ja es leidet keinen Zwang mehr, ſtark und mächtig will es ſeyn nur durch ſich ſelbſt, jede äußere Hülfe verſchmähend — und welche könnte es noch annehmen, nachdem es, in der Reformation ſich erhebend, den Schutz und Schirm der größten und dauerndſten Macht, die die Erde je geſehen, zurückgeſtoßen hat?

Ein Mann, den bis jetzt an politiſchem Scharfſinn kein deutſcher Geſchichtsforſcher übertroffen, von gleicher Ueberſicht der weltlichen, wie der Kirchen-Geſchichte, macht gelegentlich der Socinianiſchen Gemeinde im ehemaligen Polen, die übrigens, wie er bemerkt, unter allen akatholiſchen jenes Landes weit die blühendſte und geordnetſte war — die ſchätzbare Bemerkung: „ſie machte das lehrreiche Experiment, daß Religionsideen, die zu

sehr vom Positiven entkleidet, zuletzt fast bloß Philosophie werden, in eben dem Verhältniß an großer Wirksamkeit zur Nationalcultur verlieren, je mehr man sie als bloße Philosophie geben will *)." Enthält das Christenthum unter bloßer geschichtlicher und bildlicher Einkleidung nichts anderes, als was die Philosophie unabhängig von ihm schon hat; so hat die Philosophie nichts an ihm und es ist ihr nur im Weg und müßte sobald als möglich abgethan werden. Es wäre eben, als wenn man in der Natur nur eine Allegorie allgemeiner sittlicher Wahrheiten sehen wollte, durch die sich niemand in seinem Wissen erweitert und be-

*) Spittler's Geschichte der europäischen Staaten, II. 485. — Das sind also ganz andere, uns unerreichbare Ansichten, nach welchen dem deutschen Volk der Deismus, d. h. die vollkommene Abolition alles Christlichen, als der sichere Weg zur politischen Größe gezeigt wird.

reichert fühlen würde, indeß zugleich der Natur alle *selbständige* Wahrheit genommen wäre. Iſt aber der Fall der, daß die Verhältniſſe, auf welchen das Chriſtenthum nach ſeiner eigenen Angabe beruht, *wirkliche* aber als *allgemeine* noch nicht erkannte Verhältniſſe ſind, — da iſt eine große Erweiterung der menſchlichen Erkenntniß gegeben. Mit der Offenbarung ſich beſchäftigen, um ſie nur wieder in Philoſophie, d. h. in das, was unabhängig von ihr ſchon gewußt iſt, aufzulöſen, wäre ein der Philoſophie unwürdiges Treiben, da ſie vielmehr immer auf Erweiterung des menſchlichen Wiſſens bedacht ſeyn ſoll. Kennt man die „Wahrheiten" für welche viele Theologen die „in Chriſto verborgenen Schätze der Weisheit und der Erkenntniß" hinzugeben bereit ſind, ſo wird man unwillkührlich an den König erinnert, von dem Sancho Panſa erzählt, der nämlich ſein Königreich verkaufte, um ſich eine Gänſeheerde dafür anzuſchaffen und

mit dieſer im Land umherzuziehen*). Gegen einen ſo unſchuldigen Geſchmack kann man ſich unmöglich ereifern. Die ſogenannten Rationaliſten irren ſich, wenn ſie meinen, es zürne jemand über den Gebrauch, den ſie von ihrer Denkfreiheit machen. Eher könnte man geneigt ſeyn, ihnen vorzuwerfen, daß ſie unter Denkfreiheit die Freiheit nicht zu denken verſtehen, und daß ſie von dieſer

*) Aehnliches ſagt die bekannte: Neologen überſchriebene Parabel von Goethe:

Ich begegnete einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um ſein Gewerbe;
Er ſagt: ich ſorge wie ich kann,
Daß ich mir, eh' ich ſterbe,
Ein Bauerngütchen erwerbe.
Ich ſagte, das iſt ſehr wohl gedacht,
Und wünſchte: er hätt' es ſo weit gebracht.
Da hörte ich, er habe vom Papa,
Und ebenſo von der Frau Mama
Die allerſchönſten Rittergüter.

Das nenn' ich originale Gemüther.

einen ungebührlichen Gebrauch machen. Freilich, was man nicht begreift und ebensowenig erfahren hat, kann man auch nicht annehmen. Aber lohnt es darum der Mühe, auf die Kanzel zu steigen und zu verkündigen, daß man dieß oder jenes nicht begreife, zumal wenn man wahrscheinlich gar vieles Andre nicht begreift? Ankündigenswerth wäre vielmehr, wenn man etwas begriffen hätte, namentlich eine Lehre, welche Geister wie Leibnitz, wie Lessing auf's Ernstlichste beschäftigt hat. Indeß darin, daß sie zu begreifen verlangen, geben wir ihnen ja eben hiemit recht, man kann sie nur ermuntern auf dem Wege fortzugehen, und möchte ihnen wie Mephistopheles zurufen:

Da seyd ihr auf der rechten Spur,
Nur müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Der Protestantismus trat zuerst als Gegensatz gegen eine bestehende Kirche, und darum in

der Form eines Bekenntniſſes auf. Von nun an galt es bloß, die Richtigkeit des Bekenntniſſes, nämlich ſeine Uebereinſtimmung mit der heiligen Schrift, nicht die Wahrheit der Sache ſelbſt zu beweiſen. Die Sache ſelbſt trat für die erſte Zeit (und dieſe Zeit dauerte ziemlich lang) in den Hintergrund, um nicht zu ſagen, daß an ſie nicht mehr gedacht wurde. Die Theologie wurde weſentlich eine philologiſch-exegetiſche Wiſſenſchaft, die ſich vorzüglich in Behandlung der dogmatiſchen Stellen des Alten und Neuen Teſtaments erging; ſpäter trat ein anderer Theil hinzu, der ſich mit dem hiſtoriſchen Beweis der Aechtheit und der Glaubwürdigkeit der Bücher, aus welchen die heilige Schrift zuſammengeſetzt iſt, beſchäftigte. Heutzutag will man die Bekenntniſſe los ſeyn; und allerdings iſt ihre Zeit vorüber. Aber die Meiſten, welche ſie abgethan wollen, meinen mit ihnen zugleich die Sache. Die Sache ſelbſt aber iſt älter

als alle Bekenntniſſe, ſelbſt als das älteſte des heiligen Petrus *), und in der That tritt vielmehr eben, wenn man von den Bekenntniſſen nicht mehr wiſſen will, erſt eigentlich die Sache hervor. Man erläßt den Theologen die dicta probantia, die Aechtheitsunterſuchungen und Beweiſe, und wenn der chriſtliche Glaubensinhalt von Einigen bezweifelt, von den Meiſten verworfen wird, ſo iſt es rein der Sache wegen, die man undenkbar und unmöglich findet. Verlangt man (wie billig) von denen welche ſich chriſtliche Lehrer nennen, daß ſie das Chriſtenthum aufrichtig, d. h. mit eigener Ueberzeugung lehren, ſo entgegnen ſie: Aber das können wir nicht (und das ſind die ehrlichen, die ſo ſagen) und wer dürfte ihnen zurufen: Ihr ſollt können? Sie würden antworten: Gebt uns die Möglichkeit! ſie fordern dieſe Möglichkeit von der Kirche.

*) Matth. XVI.

Der Arten, wie man früher über dieſen Punkt hinwegkam, waren zwei. Die eine, in den Schulen am meiſten geltende, die gewaltthätige, da man durch die äußerlich (vermeintlich) bewieſene Göttlichkeit des Urſprungs der heiligen Schrift allen Zweifel und alles Widerſtreben gegen die Göttlichkeit des Inhalts kurzweg niederſchlug. Hiemit war die völlige Barbarey und, ganz gegen die Abſicht der großen Reformatoren, ein dem frühern an Blindheit nichts nachgebender, ja ihn übertreffender Autoritätsglauben eingeführt, mit welchem der Vernunft nicht nur, wie man ſich heutzutag ausdrückt, das oberſte Richteramt in Glaubensſachen, ſondern jede Einſprache, jedes auch noch ſo billige Begehren ja Bitten um Verſtändigung zum voraus abgeſchlagen war. Dieß ging ſo weit, daß die unentbehrlichen wiſſenſchaftlichen Beſtimmungen, durch welche die frühere ſcholaſtiſche Theologie

wenigstens für die formelle Denkbarkeit gewisser Dogmen gesorgt hatte, und über die schon zu Lessing's Zeiten die seichte Aufklärung sich hinweggesetzt hatte, jetzt von der orthodox seyn wollenden Theologie als unnöthig und für den blinden Buchstabenglauben überflüssig beseitigt wurden *). Wie es

*) „Darin sind wir einig," schreibt Lessing an seinen Bruder, „daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möcht' ich mit Dir nicht sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an dem sich der menschliche Scharfsinn mehr geübt und gestärkt hätte. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie setzen will, als das alte sich anmaßte." — Nachweisungen für anderes oben Berührte waren eben so wohl zu geben, wenn man nicht Weitläufigkeit vermeiden wollte. — Gegen „das oberste Richteramt der Vernunft" spricht neuerlich die Erklärung der k. sächsischen Herrn Minister in Evangelicis, ebendieselben erwähnen unter den Dingen,

aber mit dem obersten Richteramt der Vernunft in Glaubenssachen beschaffen seyn mag, so wird nie eine, den menschlichen Geist wirklich befriedigende und zur Ruhe bringende Darstellung des Christenthums erreicht werden, ehe — wir wollen nicht mit Lessing*) sagen: „die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten" geschehen ist; denn dieser Ausdruck möchte großen Mißverständnissen unterworfen seyn — aber ehe wenigstens der Vernunft die Möglichkeit der Verhältnisse einleuchtend gemacht ist, auf denen die christlichen Hauptlehren beruhen. Denn die Vernunft, wenn sie Vieles nicht unmittelbar begreift,

---

die sie nicht dulden wollen, auch die Herabsetzung der heiligen Schrift zu dem Range einer bloß historischen Autorität. Man könnte wünschen zu wissen, wie überhaupt und wie gerade bei dem bloß äußerlichen Erweis der Wahrheit des Christenthums die erste Stellung der Schrift eine andere als die bezeichnete seyn könnte.

*) Erziehung des Menschengeschlechts §. 76.

iſt um ſo mehr berechtigt zu verlangen, daß ihr alles begreiflich gemacht werde, wie ja ein großer Theil der anerkannteſten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen darauf gerichtet iſt, ihr auch die Natur erſt begreiflich zu machen.

Ein Abſtehen von dieſer Forderung iſt nur ſo weit möglich, als der Inhalt des chriſtlichen Glaubens Gegenſtand der unmittelbaren innern Erfahrung werden kann; denn an das, was man erfahren, kann man glauben, wenn man es auch nicht begreift, und in der That noch die letzten unter den einſichtsvollern Theologen einer früheren Zeit erklärten ohne Rückhalt das ſo genannte Testimonium Spiritus Sancti, d. h. die gefühlte und erfahrne Göttlichkeit des Inhalts als den einzigen überzeugenden Beweis von der Göttlichkeit des Urſprungs der heiligen Schrift; allen andern, äußern oder hiſtoriſchen Beweiſen ſchrieben ſie nur eine pädagogiſche Bedeutung

zu. Dieſes alſo iſt dann die zweite allein zuläſſige Art über den Punkt der Möglichkeit hinwegzukommen, die wir im Gegenſatz mit jener erſten die fromme nennen wollen.

Auf der Erfahrung aber kann der Einzelne ſtehen, nicht ſo die Kirche. Die Erfahrung muß eines jeden eigne ſeyn; was jeder erfährt muß er an ſich ſelbſt, er kann es nicht an Andern, alſo auch nicht an einer Geſammtheit Anderer erfahren, wenn ſchon die gleiche Erfahrung vieler Andern ihn in der eignen beſtärken kann. Und ſo wenig als die Kirche kann die Theologie auf der bloßen Erfahrung ſtehen, die Theologie ſoll eben das allgemeine, über den bloß individuellen Ueberzeugungen ſchwebende und ſie kann darum nur das wiſſenſchaftliche Bewußtſeyn der Kirche ſeyn.

Der Unterſchied unſrer von der früheren, ſcholaſtiſchen Zeit iſt eben, daß es um die Sache

ſelbſt geht (de capite dimicatur) und alles andere dagegen zurückgetreten iſt, daß es ſich alſo auch nicht mehr um die bloß formale, daß es ſich um die reale Denkbarkeit handelt. Dieß iſt der wahre Fortſchritt, der nicht wieder zurückgenommen werden kann, die Forderung, die ſich nicht abweiſen läßt, welchen Vorwand man nehme, auch nicht mit dem gewöhnlichen, die Unbegreiflichkeit, oder wenigſtens das Nichtbegreifen ſey nothwendig zum Glauben; denn darin iſt nur Mißverſtand. Denn alles Glauben iſt nur Glauben an die Wirklichkeit, blindes, wenn die Einſicht in die Möglichkeit fehlt (wie wir im gemeinen Leben blindlings an die Wirklichkeit der äußeren Dinge glauben); erleuchtetes, wenn die Möglichkeit eingeſehen iſt. Denn dieſe Einſicht hebt den Glauben nicht auf, es iſt nicht ſo, daß aus der Möglichkeit nothwendig die Wirklichkeit folgt; man könnte die Möglichkeit einſehen und

doch an die Wirklichkeit nicht glauben. Was Gott möglich, das thut er darum nicht nothwendig; daß er es wirklich gethan, muß immer geglaubt werden. Der Glaube bleibt so etwas ganz für sich, unabhängig von aller Wissenschaft, frei sogar von jeder Berührung mit derselben, weil rein von allem Allgemeinen, das Persönlichste, in das als innerstes Heiligthum menschlicher Freiheit nichts von außen, auch nicht die Wissenschaft, eingreift. Das ist der Sinn der unverstandenen, darum so viel mißbrauchten Glaubensfreiheit. Hierin (im Glauben) ist jeder dem andern gleich und der Wissende wie der Unwissende. Daher auch der, welcher die Möglichkeit einsieht (und ein solcher sollte jeder Lehrer seyn) an die Wirklichkeit in keinem andern Sinne glaubt, als in welchem das Volk, d. h. derjenige größere Theil an sie glaubt, der für sich bloß an die Erfahrung gewiesen ist. Denn auch jener glaubt an die

Wirklichkeit, der Erlösung z. B., nicht weil er die Möglichkeit einsieht, sondern wegen der ihm gewordenen Erfahrung. Die Erfahrnng, auf welcher der Glaube beruht, kann der Lehrende dem Lernenden nicht geben; diese zu erlangen wird nach altkirchlicher Erziehungsweise der in den Hauptlehren Unterrichtete in eine andere Schule geschickt, worin — mittelst der dem Volk in dieser Absicht zugänglich gemachten und in die Hände gegebnen Bibel — der heilige Geist selbst Lehrmeister ist. Wohl aber dazu bedarf er des menschlichen Lehrers, nicht nur, daß er ihn beständig in diese Schule weise, sondern, daß er ihm das innerlich Erfahrne auch auslege, ja es ihm in den Zusammenhang erhebe, in welchem es ihm zugleich ein denkbares ja sogar ein wirklich Gedachtes wird. Ein solcher Unterricht wird möglich gemacht durch eine Theologie, in welcher nicht scholastisch die bloß formale, in welcher vielmehr die reale Denkbar-

keit gezeigt iſt. Man könnte einwenden, es ſey von dem chriſtlichen Volksunterricht hiemit zu Viel gefordert. Allein, wenn man Geiſtliche über unkirchlichen Sinn, d. h. vorzüglich über geringe Theilnahme an ihren Predigten klagen hört, ſo liegt ein Hauptgrund wohl darin, daß zu wenig in dieſen gelernt wird, kaum einer durch ſie ſeine Erkenntniß erweitert fühlt, der doctrinelle Inhalt zu mager iſt, an ein wirkliches Erbauen, d. h. Aufbauen eines Syſtems chriſtlicher Einſichten nicht gedacht wird, der bloßen moraliſchen Salbadereien nicht zu gedenken.

Wir danken den gotterweckten Männern, welche, den frommen Ph. Spener an ihrer Spitze, gegen die ſcholaſtiſche, in die dürrſte Verſtandeswiſſenſchaft ausgeartete Theologie die Rechte des Herzens und der Erfahrung geltend machten. Wenn indeß in Folge ihrer Wirkung die formale Theologie ihre Geltung verlor; ſo war damit zu-

nächſt nur dem Rationalismus der Weg gebahnt. Denn für eine reale Theologie, welche an die Stelle der bloß formalen nun kommen ſollte, bot die Philoſophie keine Mittel dar. Eine bloße ſogenannte Herzenstheologie war der Zeit, wie ſie damals ſchon bevorſtand, nicht gewachſen. Könnte man mit der bloßen Erfahrung die Frage nach der Möglichkeit, d. h. die Philoſophie zurückweiſen, ſo bedürfte es keiner Theologie, und Jeder wäre gleichberechtigt, aus ſeiner innern Erfahrung heraus vor der Gemeinde zu reden, wie dieß ja bei einigen Abzweigungen der proteſtantiſchen Kirche der Fall iſt. Nicht fragt ſich daher, ob Theologie ſeyn ſoll, ſondern nur welche ſeyn ſoll.

Inzwiſchen nun aber haben Einige, die es zu keiner Theologie gebracht zu haben, und es auch zu keiner bringen zu können ſich bewußt ſind, einer bekannten Taktik gemäß, die einen hoffnungslos gewordenen Kampf gern von einem Gebiet

auf ein anderes ſpielt, ſtatt der Frage um die Theologie die Frage um die Verfaſſung der Kirche auf die Bahn zu bringen geſucht und damit einen weit verbreiteten zuſtimmenden Wiederhall gefunden. Wenn ſie dabei alle ihre Hoffnung darein ſetzen: es werde eine in's Leben zu rufende Kirchenverfaſſung der Kirche dazu helfen, ſich ſelber neukräftig zu geſtalten, ſo iſt die natürlich erſte Frage: woher der ſo beſchaffenen Kirche die Verfaſſung kommen ſoll. Von ihr ſelbſt? Ja, wenn in ihr nur irgend ein Selbſt, ein gemeinſchaftliches Bewußtſeyn anzutreffen wäre, ſtatt deſſen man nichts als Individuen, Parteien und Meinungen ſieht, die ſich über eine Verfaſſung ſo wenig einigen würden, als über die Theologie, welcher man auf dieſe Weiſe aus dem Wege gehen wollte. Was bliebe daher übrig, als daß die einzige bis jetzt vorhandene allgemeine Macht, die politiſche ſich in's Mittel ſchlüge und dazu hergäbe,

eine Kirchenverfaſſung zu dictiren, in der Hoffnung: das religiöſe Verſtändniß, in welchem erſt die eigentliche Kirche iſt, alſo die Kirche ſelbſt würde dann ſchon nachkommen. Ohne das doppelt Widerſinnige, das hierin liegt, weiter hervorzuheben, iſt es bemerkenswerth, daß freiſinnig ſeyn wollende Theologen, in vollkommener Rathloſigkeit, gegen Skandale und Verwirrungen, in die ſie übrigens ſelbſt mit die Kirche haben gerathen laſſen, ebenſo, wie man ſonſt nur den Anhängern einer veralteten Dogmatik vorzuwerfen pflegt, die Hülfe des Staats herbeirufen.

Das Bekenntniß, mit welchem der Proteſtantismus auftrat, hatte zunächſt nur ſeine Bedeutung gegen die Kirche von der er ſich trennte, und mit der, eben weil mit ihr einſt vereinigt, er ſich auseinanderzuſetzen hatte. Aber mit Aufſtellung der Lehren, durch die er ſich von ihr ſchied, war ſeine

Miſſion nicht vollendet. Es bleibt immer die Frage: warum legte er denn auf jene Lehren ein ſo großes Gewicht? Sie konnten wohl der Grund, aber nicht der Zweck der Trennung ſeyn. Er ſuchte mit ihnen ſelbſt noch etwas Höheres und Allgemeineres. Er ſuchte die unſichtbare Kirche, an deren Stelle, ſie verdrängend, die äußere und ſichtbare ſich geſetzt hatte. Wir können auch ſagen: er ſuchte die wahre Kirche, deren weſentliches Attribut die Einheit und Allgemeinheit iſt *). Die Allgemeinheit als bloß äußere würde immer nur eine zufällige, und daher nicht die wahre ſeyn können. Die wahre Allgemeinheit kann nur die innere und weſentliche ſeyn, die beruht auf der abſoluten Allgemeinheit der chriſtlichen Principien ſelbſt, und erreicht iſt, wenn eben dieſe Allgemeinheit erkannt, wenn erkannt iſt, daß

*) Er hat das una et catholica nicht aufgegeben, ſondern für die ecclesia invisibilis feſtgehalten.

das Christenthum zu seiner Voraussetzung keine andern Verhältnisse hat, als durch welche auch die Welt besteht, daß der Grund des Christenthums gelegt ist, ehe der Welt Grund gelegt war, daß Christus in diesem Sinne der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte ist *).

*) Es gibt noch immer Viele, die sich bemühen, ja sich plagen, das ewig Wahre im Christenthum zu entdecken; ihr Unglück ist, daß sie unter dem ewig Wahren alles das meinen, was keines Nachdenkens bedarf, was Jeder von selbst weiß, wie ihnen Vernunft der Verstand ist, den Jeder hat. Es geht ihnen mit dem Ewigen wie mit dem Allgemeinen, das sie mit dem Nichtigen verwechseln, wonach das allgemeinste Bekenntniß das ist, das nichts bekennt. — Eine andere mögliche Anwendung des oben Gesagten wäre auf die etwa vorhandene Meinung, mit den Resultaten einer gelehrten und in dieser Hinsicht anerkennenswerthen Kritik, durch welche Verfasser und Abfassungszeit neutestamentlicher Schriften zweifelhaft werden sollen, das Christenthum selbst erreichen zu können. Das wäre die Einbildung derer

Alles aber, was auf Erkenntniß beruht, hat der Natur des menſchlichen Geiſtes zufolge nur einen ſtufenmäßigen Fortgang, eine allmälige Entſtehung. Die Reformation war daher von Anfang unvollendet, nur der Beginn deſſen was werden ſollte, nicht es ſelbſt. So lang er nun jene wahre Allgemeinheit nicht erreicht hatte, war der Proteſtantismus zwar — auch Kirche, aber nur eine Art von Kirche. War die Kirche in ihm verwirklicht — ſo wie ſie allein

---

zu Babel, die ſich auch einbildeten, einen Thurm zu bauen, deß Spitze an den Himmel reiche. Das Chriſtenthum iſt ſelbſt älter als das Chriſtenthum, nämlich als das jener Bücher, deren Inhalt außerdem nach ſeiner wahren Bedeutung verſtanden ſeyn müßte, ehe man über ihren Urſprung mit Sicherheit urtheilen könnte. Iſt es eine platte Philoſophie, welche ein ſolches Verſtändniß hindert, ſo hat ſie ſolche gelehrte Umſtände nicht nöthig, ihr muß es ſich a priori und von ſelbſt verſtehen, daß eine Lehre wie das Chriſtenthum nur ein Gewebe ſucceſſiver menſchlicher Erfindungen, ohne alle objective Wahrheit ſeyn kann.

verwirklicht ſeyn kann, im Geiſt und in der Erkenntniß; ſo ergab ſich die äußere und ſichtbare Geſtalt von ſelbſt. So lang die Kirche in ihm nur im Werden iſt, kann auch die Verfaſſung nur eine vorläufige, einſtweilige ſeyn, und anders haben es die Reformatoren ſelbſt nicht gemeint mit den Einrichtungen, die ſie im Drang der Umſtände ihrer Kirche gaben. Nicht zufällig war es, nicht bloße Dankbarkeit gegen die Fürſten, welche die Anfänge der Reformation geſchützt und beſchirmt hatten, war Urſache, daß dieſen die oberſte Aufſicht über eine Kirche belaſſen wurde, welche außer dem Gegenſatz, den ſie in der römiſchen außer ſich gelaſſen hatte, in ihr ſelbſt auftauchende, bei weitem ärgere zu erwarten hatte, Gegenſätze, die ſie weder wie die bloß äußre Kirche mit eiſerner Fauſt unterdrücken, noch mit der Macht einer vollkommenen, auseinanderweichende Meinungen zu beherrſchen vermögenden Erkenntniß niederhalten

konnte. Nicht die Kirche, ſondern nur eine Kirche, und daher in unvermeidlichen Kämpfen mehr und mehr ſelbſt als bloße Partey angeſehen, war ſie in der Lage, wo nur das Dazwiſchentreten einer unbetheiligten, wenn nicht über, doch außer den Parteyen ſtehenden Macht das Aeußerſte verhindern konnte. Es iſt baarer Undank, wenn man nicht einſieht, daß eine Kirche, wie die proteſtantiſche noch jetzt iſt, ohne Hülfe der weltlichen Macht gar nicht beſtehen könnte, und thöricht zu glauben, daß ſelbſt dieſe ihr eine Verfaſſung zu geben vermöchte, bei der ſie dann ſich ſelber regieren und aller weitern Dazwiſchenkunft entrathen könnte. Von der andern Seite dürfen wir zu der Geſinnung unſerer Fürſten, und am gewiſſeſten zu der des mächtigſten unter ihnen vertrauen, daß ſie die ihnen gewordene Macht als ein heiliges Vermächtniß anſehen und ſie nicht aus den Händen laſſen werden, ſo lang das Ziel unerreicht iſt, am we-

nigſten ſie irgend einer ſelbſt hervorgerufenen Gewalt übergeben, von der vorauszuſehen wäre, daß ſie dem Fortgang zu jenem Ziel, d. h. der fortſchreitenden Wiſſenſchaft nur feindlich oder hemmend entgegentreten würde.

Wir hoffen dieß, obgleich wir einſehen, daß der Staat, wenn er jener Oberaufſicht ſich annimmt, nur eine peinliche Pflicht erfüllt, wobei, da er ſelbſt nicht Partey ſeyn darf, nur ſeine überlegene Welterfahrung oder ein allgemeines Rechtsgefühl ihm zur Richtſchnur dienen kann. Oder wäre ihm, der das menſchliche Leben von allen Seiten und in den mannichfaltigſten Beziehungen ganz anders kennt, als an Geiſt und Herz vertrocknete Büchergelehrte, wohl zuzumuthen, dem Werk der Zerſtörung gleichgültig zuzuſehen, die Kirche im wilden Zuſammenſtoß der Meinungen ſich vollends aufreiben zu laſſen, wenn er fühlte, welche troſtloſe Oede und Langeweile der völlige Untergang

des Chriſtenthums über alle menſchlichen Verhältniſſe verbreiten müßte, welche moraliſche Wüſte, in der kein Menſch und am Ende ſelbſt die nicht leben möchten, die ſie herbeigewünſcht hatten? Zuzumuthen, ſich des Chriſtenthums ſoweit anzunehmen, daß es, als etwas einmal Eingeführtes, Scheines halber, der Form nach, oder als bloße Einkleidung fortbeſtände, innerlich aber aufgegeben wäre; als müßte er nicht in allen Verhältniſſen auf Ernſt und Wahrheit halten, zumal aber in allen öffentlichen der Lüge feind ſeyn: denn die in dem einen geduldete würde bald über alle ſich verbreiten und zuletzt das Innerſte des Staates ſelbſt verfälſchen? Zuzumuthen, daß er die von frommen Vorfahren in der Abſicht, gewiſſe Wahrheiten die ihnen heilbringende und ſeligmachende waren nicht untergehen zu laſſen und auch für die nachkomenden Geſchlechter zu erhalten, mit der Verkündigung derſelben verbundenen Ehren, Vortheile

und Einkünfte denjenigen zuwende, welche die erlangte Stellung benutzen würden, eben dieſe Wahrheiten zu untergraben, oder ihnen öffentlich den Krieg zu erklären? Zuzumuthen, daß er eigenmächtigen und unbefugten Abänderungen der beſtehenden Ordnung, oder Aufreizungen, die keine andere Abſicht haben können, als die wichtigſten und innerlichſten Fragen zur Entſcheidung durch die Zahl und die Menge zu bringen (wovon zur Entſcheidung durch die Fäuſte nicht mehr weit iſt), nicht mit aller ihm zuſtehenden Kraft entgegentrete? Zuzumuthen, daß er des armen Volks ſich nicht annehme, wenn es durch ſchmeichelnde Worte und gleißende Reden, in denen übrigens der Name Chriſti geprieſen wird, um das ſchlechte und rechte Chriſtenthum gebracht werden,*) oder wenn ihm

*) „Wie der Wind Cäcias ſo fein ſanft, weich und warm wehet, damit die Blüthe herauslocket zu ihrem Verderben, alſo thut der Teufel auch, welcher

zwar das geſchichtliche Chriſtenthum gelaſſen werden ſoll, aber als bloße ſchlechte Vorſtellung und nur uneigentliche Wahrheit, indeß der denkende Lehrer die wahre, die eigentliche Wahrheit für ſich behalte (nebenbei ein trefflich Fündlein, den dünkelhafteſten geiſtlichen Hochmuth einzuführen)? Wäre endlich der Staat ſelbſt dann ſo ſehr im Unrecht, als Manche es vorſtellen, wenn er — ohne auch der kühnſten Forſchung und Lehrweiſe, ſo lang ſie nur wiſſenſchaftlich iſt und den nothwendigen öffentlichen Anſtand nicht verletzt, etwas in den Weg zu legen; ohne irgendwie ſogenannte Rechtgläubigkeit vorſchreiben, begünſtigen oder hervor-

---

gedenkt, Chriſtum zu vertilgen eben indem er ihn lehret: denn das kann der Teufel wohl leiden und nachgeben, daß Chriſtus über die Zunge gehet, und er dieweil darunter liegt, daß den Leuten die Ohren gekitzelt und ſie angeſteckt werden mit dem, was ſie gern hören." Dr. M. Luthers Tiſchreden, K. XXXII.

rufen zu wollen*); ohne dem Chriſtenthum den Fortgang zu derjenigen Freiheit, welche erſt die vollkommene ſeyn wird, zu verkümmern, ohne es in den Particularismus zurückſtoßen zu wollen, aus dem es heraus ſtrebt, und in dem es nur wieder zu Grunde gehen könnte — wenn er dennoch, unbeſehen gleichſam und ohne Unterſuchung, aber ebendarum auch keiner ſolchen vorgreifend oder vorſchreibend, nicht der zufälligen Form ſon-

*) Davon wäre auch unter Verhältniſſen wie die jetzigen — nicht eine ächte und lautere, ſondern nur eine gemachte, verſchrobene und verfälſchte Orthodoxie zu erwarten, der man den gemeinſten Rationalismus, wenn er nur übrigens ehrlich iſt, weit vorziehen müßte. Für eine ganze vertrackte Theologie dieſer Art kann ein einziges, angeblich bei der Verſammlung des Guſtav-Adolph-Vereins in Stuttgard geſprochenes Wort gelten: „Die perſönlich gewordene Gemeinbewahrheit iſt der Gottmenſch, als das Wort, welches Fleiſch ward.“ (ſ. Berl. Allg. Kirchenzeitung von 1845 No. 76.)

dern der Sache nach und im Allgemeinen, die Lehre lieber hätte, welche die Stimme der Jahrhunderte für ſich hat, als Meinungen, die von geſtern ſind? Das alles wäre nur menſchlich, billig, gerecht, und jeder müßte ſich ſchämen, der es anders fände.

Dennoch iſt das letzte und auf alle Weiſe begehrenswerthe Ziel ohne Frage, daß die Kirche von dem Staat frei werde, denn dieſes Freiwerden würde nur das Zeichen ihrer eigenen inneren Vollendung ſeyn. Der Staat, in dem allein bis jetzt die allgemeine Intelligenz ihre äußere Darſtellung gefunden, hält der Kirche beſtändig das Maaß vor, bis zu welchem ſie ihr Bewußtſeyn zu erweitern, ihr Wiſſen zu ſteigern hat, um der in ihm wirkenden Vernunft auf gleicher Höhe und würdig gegenüber zu ſtehen, um zugleich ihm zur Ergänzung — zu ſeinem Bewußtſeyn zu werden, durch das er ſich über ſich ſelbſt erhebt, von ſei-

ner Einseitigkeit frei wird. Der Staat kann die Kirche nur sich gleich achten, d. h. sie als frei von sich erkennen, wenn sie innerlich dieselbe allgemeine Macht geworden, die er äußerlich ist. Er hat Recht, die Kirche unter sich zu halten und demgemäß zu behandeln, die sich nur in der Abschließung vom allgemeinen Bewußtsein und im Widerspruch mit demselben behauptet. Und nicht der Staat kann die Kirche frei machen, sie selbst muß sich befreien, nicht durch Auflehnung, sondern durch Erringen der innern Selbständigkeit, welcher von selbst die äußere folgt. Und auch nicht frei lassen wird sie der Staat, sondern sie wird frei seyn von dem Augenblick, wo sie den Inhalt ihres Glaubens nicht mehr als einen besondern sondern als den wahrhaft und durch sich selbst allgemeinen hat. Dahin zielt die Bewegung, dieß ist die wahre Strömung der Zeit, von

der ſelbſt die Thorheit Zeugniß ablegt, welche dieſelbe wohl fühlt, aber nicht verſteht.

Möglich, daß durch wiederhergeſtellte alte oder improviſirte neue Einrichtungen der deutſchen proteſtantiſchen Kirche etwas mehr Stabilität gegeben, gewiſſe Ausſchreitungen in ihr leichter in Schranken gehalten werden, (wiewohl was die vorhandenen Formen betrifft, manche ſo eng mit der Eigenthümlichkeit des Landes und des Volksſtammes, bei dem ſie ſich finden, zuſammenhangen, daß es ſchwer, ja unmöglich ſeyn wird, ſie allgemein zu machen). Wenn man aber die Frage aufwirft, wo der Proteſtantismus das vorgeſteckte Ziel am eheſten erreichen werde, ſo antworten wir ohne Bedenken: eben da, wo er am längſten gezaudert, ſich eine feſte äußere Geſtalt zu geben, wo er ſich am meiſten alles frei erhalten hat.

Beſſer immer dieſes Precäre ſeiner Exiſtenzformen, dieſes Schwankende ſeines Kirchenrechts, ſo lang er nur eine Kirche, und nicht die Kirche geworden iſt (denn dieſe erſt hat das unbedingte und unzweifelhafte Recht zu exiſtiren), aber immer beſſer dieſes Unklare ſeines Rechts, als eine vollkommen befeſtigte äußere Exiſtenz, die nicht ohne einen Rückfall zu erlangen geweſen wäre und nur eine Baſtarderzeugung der Reformation mit dem Katholicismus hätte ſeyn können, wie in England. Wenn die deutſche proteſtantiſche Kirche die Umſtände, in denen ſie ſich befindet und an denen jetzt ſo Viele ſich ärgern, im Zuſammenhang mit dem Ziel betrachtet, ſo wird ſie die gegenwärtige Schmach als die Schmach Chriſti ſelbſt „höher achten: denn die Schätze Egypti," als die glänzendſte äußere Verfaſſung, welche ſie an Erreichung jenes Ziels verhindert hätte. Wenn ich ſchwach bin, ſo bin ich ſtark; wird ſie mit dem Apoſtel,

ihrem Vorbild, ſagen; ſchwach der äußern ſichtbaren Geſtalt nach iſt ſie ſtark inwendig, als die ganze Kraft des erſten Princips noch unverſchwendet in ſich bewahrend, und im Bewußtſeyn des unverlierbaren Ziels. Und denen, welche ihr die gegenwärtigen Zuſtände vorhalten, wird ſie antworten, daß dieſe Leiden nicht werth ſind der künftigen Herrlichkeit des ohne jede äußere Macht allein durch ſich ſelbſt ſiegreichen Chriſtenthums.

Kirche und Staat — das ſind die zwei Gebiete, in denen allein ſich die Philoſophie mit dem öffentlichen Leben berührt, und beide ſind ihr ſo nahe gelegt, daß, wie mißtrauiſch ihr Einfluß auf beide von manchen Seiten noch betrachtet wird, ſie durch nichts abgehalten werden kann, ſich angelegentlichſt mit ihnen zu beſchäftigen. Steffens

trat vor keiner der großen Aufgaben zurück, und mit derselben Freimüthigkeit, wie er sich über religiöse und kirchliche Verhältnisse geäußert, hatte er auch bei gegebener Veranlassung über Zustände und Principien des Staats sich erklärt. Es gibt Individuen, bei denen der Werth ihrer literarischen Leistungen den ihrer Person übertrifft. Bei Steffens galt das Umgekehrte insofern, als man seine Persönlichkeit noch immer höher anschlagen mußte, als seine geistigen Hervorbringungen. Zu einer Analyse seiner naturphilosophischen Werke, z. B. der großen Anthropologie, seiner Religions-Philosophie u. a. mangelten Zeit und Kräfte, aber überhaupt den Lobredner so wenig als den Beurtheiler seiner wissenschaftlichen und andern Werke zu machen, konnte bei der Nähe unseres Verhältnisses und der Uebereinstimmung unserer Bestrebungen als schicklich erscheinen. Mir stand nur zu, Zeugniß abzulegen für sein hohes und durch-

aus reines Wollen; wie ich mehr gewiß als irgend einer unter den hier Anwesenden Ursache hatte, ihm das Wort des römischen Dichters nachzurufen:

Vielen Guten starb er beweint,
Niemand beweinter als mir selbst.

Aber nicht geziemte, unmännlichen Schmerz zu äußern oder zu erregen; vielmehr wofern ich im Stande war, den vollendeten Freund mit Worten zu ehren, so konnte dieß auf die würdigste und seinem Sinn gemäßeste Weise nur geschehen, wenn ich an seinen Namen ein frei, vom Herzen weggesprochenes Wort knüpfte, das in einer Zeit großer Verwirrung über die wichtigsten Fragen ernstlich Strebenden zu einiger Verständigung und Weisung dienen konnte. In diesem Sinne wurde der gegenwärtige Vortrag gehalten.

Es ist ein weiter Weg von den ersten Anfängen aller Speculation durch alle nothwendigen

Zwiſchenglieder bis zu den letzten Reſultaten, in welchen das höchſte Menſchliche ſich zuſammenfaßt. Steffens erlag nicht der Länge des Weges, wie überhaupt das Ausgezeichnete ſeines Weſens eine unverwüſtliche Jugend des Geiſtes war. Sahen wir in der letzten Zeit mit Schmerzen ſeinen körperlichen Zuſtand dem Verfall ſich nähern, der Geiſt hielt ſich aufrecht, und wer noch in den letzten Jahren ihn hörte und ſah, wie er in freier, überſtrömender Rede, mit herzgewinnender Freundlichkeit, noch immer tief ergriffen, von den höchſten Dingen redend, ſein Inneres aufſchloß, der wird mir darin beiſtimmen, daß man von ihm ſagen könne: Er iſt in ſeiner Jugend geſtorben.

Zwar ein langes und reiches Leben hatte er zurückgelegt; durch beſondere Fügung mit auf den Schauplatz der denkwürdigen Ereigniſſe geführt, durch welche des deutſchen Vaterlandes Freiheit

und Selbſtändigkeit, wenn nicht ſoweit, als kühnere Wünſche für möglich gehalten, aber denn doch errungen und erkämpft worden, wußte er wieder in die beſcheidene Stille des akademiſchen Lehrers zurückzutreten, auch hier übrigens ſtets bereit, von dem deutſchen Volke die inneren Gefahren abzuwehren, die ihm nur zu oft und gerade in Zeiten großer Wendepunkte durch vordringliche Unfähigkeit oder Unbedachtheit bereitet worden. Er hat treu ausgehalten mit dem Vaterlande ſeiner Wahl, Glück nnd Unglück der Zeit redlich mitgetragen. Anerkannt von ſeinem edeln, aufs Höchſte verehrten Könige, hat er neben dem Dank auch den Undank der Welt erfahren, aber aus allen Stürmen eines geiſtig bewegten und äußerlich wechſelvollen Lebens die erquickende Friſche ſeines Geiſtes und ſeine gegen alle Menſchen liebevolle Geſinnung davongetragen, der wir zuletzt gedenken, um mit der Erin-

nerung an dieſe ſchönſte, höher als jede geiſtige Begabung anzuſchlagende Eigenſchaft dieſen dem Andenken des theuern Freundes gewidmeten Vortrag zu ſchließen.

dern der Sache nach und im Allgemeinen, die Lehre lieber hätte, welche die Stimme der Jahrhunderte für ſich hat, als Meinungen, die von geſtern ſind? Das alles wäre nur menſchlich, billig, gerecht, und jeder müßte ſich ſchämen, der es anders fände.

Dennoch iſt das letzte und auf alle Weiſe begehrenswerthe Ziel ohne Frage, daß die Kirche von dem Staat frei werde, denn dieſes Freiwerden würde nur das Zeichen ihrer eigenen inneren Vollendung ſeyn. Der Staat, in dem allein bis jetzt die allgemeine Intelligenz ihre äußere Darſtellung gefunden, hält der Kirche beſtändig das Maaß vor, bis zu welchem ſie ihr Bewußtſeyn zu erweitern, ihr Wiſſen zu ſteigern hat, um der in ihm wirkenden Vernunft auf gleicher Höhe und würdig gegenüber zu ſtehen, um zugleich ihm zur Ergänzung — zu ſeinem Bewußtſeyn zu werden, durch das er ſich über ſich ſelbſt erhebt, von ſei-

ner Einſeitigkeit frei wird. Der Staat kann die Kirche nur ſich gleich achten, d. h. ſie als frei von ſich erkennen, wenn ſie innerlich dieſelbe allgemeine Macht geworden, die er äußerlich iſt. Er hat Recht, die Kirche unter ſich zu halten und demgemäß zu behandeln, die ſich nur in der Abſchließung vom allgemeinen Bewußtſein und im Widerſpruch mit demſelben behauptet. Und nicht der Staat kann die Kirche frei machen, ſie ſelbſt muß ſich befreien, nicht durch Auflehnung, ſondern durch Erringen der innern Selbſtändigkeit, welcher von ſelbſt die äußere folgt. Und auch nicht frei laſſen wird ſie der Staat, ſondern ſie wird frei ſeyn von dem Augenblick, wo ſie den Inhalt ihres Glaubens nicht mehr als einen beſondern ſondern als den wahrhaft und durch ſich ſelbſt allgemeinen hat. Dahin zielt die Bewegung, dieß iſt die wahre Strömung der Zeit, von

eine der gangbaren, zu beliebigem Gebrauch bereit ſtehenden Bezeichnungen anwenden laſſe.

Mein Antheil an der Publication dieſes Nachlaſſes hat ſich übrigens weder auf die letzte Redaction, deren einige Aufſätze bedurften, und noch weniger auf die Correctur der Druckbogen erſtrekken können, bei welcher, ohnerachtet der Sorgfalt mit der des Verewigten vieljähriger Freund, Herr Profeſſor von der Hagen ſie beaufſichtigte, dennoch nicht zu verhüten war, daß durch hartnäckiges Beſſerwiſſenwollen eines Correctors in dem erſten Aufſatze als Herausgeber von Pascal's Pensées Boſſuet ſtehen blieb. Geſorgt indeß wurde, daß ſolche Druckverſtöße durch ein vollſtändiges Verzeichniß, ſo weit dieß überhaupt geſchehen kann, gut gemacht wurden.

Um einem möglichen Mißverſtändniß zu begegnen, ſey noch bemerkt, daß der S. 43 unter den Schriftſtellern über Jordanus Brunus genannte Jordanus der 1700 in Berlin geborne — ſpäterhin durch Friedrichs d. Gr. Freundſchaft und Briefwechſel berühmt gewordene Franzoſe Jordan iſt, wie dieß aus dem Titel ſeiner klei-

nen Schrift: Caroli Stephani Jordani, V. D. apud Potzlovienses Ministri Gallicani, Disquisitio historico-literaria de Jordano Bruno, Nolano. (eine Jahrszahl hat weder der Titel noch die Zueignungsschrift) sich abnehmen läßt.

Möge nun diese Sammlung als das Letzte, was von einem lebensvollen und höchst liebenswerthen Geiste uns übrig geblieben, überall wohin sie dringt freudige Theilnahme erwecken!

Berlin, Ende Aprils 1846.

Schelling.

Pascal

und

die philosophisch-geschichtliche Bedeutung seiner Ansichten.

Von

Henrich Steffens.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 27. April 1837.

Blaiſe Pascal ward zu Clermont in Auvergne geboren den 19. Juni 1623, als Richelieu das Regiment in Frankreich lenkte, und ſtarb den 19. Auguſt 1662, ein Jahr nach Mazarin's Tod. Sein ganzes Leben fiel alſo in eine Zeit großer Gährungen, die, durch Heinrich den Vierten beſchwichtigt, nach deſſen Tode in allen Richtungen wieder auszubrechen drohten, durch Richelieu kaum zurückgedrängt, nachdem dieſer geſtorben war, die verhängnißvolle Bildung der Fronde hervorriefen. Schon als Knabe kam er nach Paris und als Mann erlebte er den Gipfel der Unruhen, die wir als den Anfang der Revolution in der civiliſirten Welt betrachten können. Denn es war nicht blos von particulären Intereſſen einzelner Stände die Rede. Der Begriff des Staats ward in Frage geſtellt. Karl der Erſte war in England ermordet, Hobbes und Hugo Grotius, jener wilder, die-

ſer beſonnener, wiſſenſchaftlicher, hatten das Fundament der traditionellen Staaten durch ihre Reflexionen unterwühlt, und der Krieg der Meinungen, jetzt faſt zweihundertjährig, fing damals an, ruhte nur ſcheinbar, und iſt noch nicht geſchloſſen. Eine Zeit, in welcher zwei Cardinäle die Theologie mit der Politik vertauſchten, in welcher Retz Cardinal wurde, mußte für einen Mann, wie Pascal, eine ſehr wichtige ſein, und auf ſeine ganze Entwickelung einen entſchiedenen Einfluß ausüben.

Denn auch in der Kirche, für welche er ganz lebte, fanden bedeutende Gährungen Statt. Die Erbitterung gegen die Hugenotten war durch die Blutſtröme der Bartholomäusnacht nicht erloſchen. Kurz vor ſeiner Geburt war der Friede zu Montpellier mit den Hugenotten geſchloſſen. Man konnte ihn nur einen unſichern Waffenſtillſtand nennen. Der Krieg mit politiſchen Unruhen und Hofintriguen verſchmolzen, brach immer von Neuem hervor. Wichtiger noch war für Pascal die Reformation — wie wir ſie wohl nennen können, die innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt, durch Janſenius mehr vorbereitet, als herbeigeführt wurde.

Es war das Wiederaufleben des alten, rein geiſtigen und ſpeculativen Elements der Kirche, wie es ſich durch Auguſtin ausgebildet hatte, und durch eine

lange Reihe von Jahrhunderten immer mehr in Aeußerlichkeiten verſchwunden war. Denn davon war die Rede: ob das ſinnliche Leben, feſtgehalten innerhalb ſeiner Grenze, irgend einen Keim zum höheren Geiſtigen aus ſich zu entwickeln vermöchte (der Semi-Pelagianismus der herrſchenden Kirche). Die Generatio aequivoca auf ihrer höchſten Stufe. Der Janſeniſtiſche Begriff der Gnade ſetzte das höchſte, geiſtige Leben in der Liebe voraus, wo es gedeihen ſollte; wie alles Lebendige nie aus einer blos ſinnlichen Erſcheinung abgeleitet werden kann, ſondern ſich ſelbſt vorausſetzt. Wie dieſe Janſeniſtiſche Lehre praktiſch durch die Frauen und zugleich, als Lehre, durch die mit ihnen verbundenen Männer in Port-Royal ſich entwickelte, ausbreitete und den geiſtreichſten Repräſentanten in Antoine Arnauld fand, war es ein Zurückziehen der katholiſchen Kirche ſelber von den Aeußerlichkeiten, in welche ſie gefeſſelt war, zum rein Geiſtigen der Geſinnung. Wie tief und mächtig dieſe Gährung den Pascal ergriff, iſt bekannt.

Aber eine dritte Bewegung ſeiner Zeit drängte ſich in die frühreife Jugend dieſes merkwürdigen Mannes höchſt bedeutend hinein. Es war jene fröhliche Zeit naturwiſſenſchaftlicher Entdeckungen, als das friſche Bewußtſein, die Geſetzmäßigkeit der Erſcheinungen, die ſcharfen Verhältniſſe der reinen That-

ſachen auffaſſen und beſtimmen zu können, die tiefſten Geiſter ergriff. Keppler und Galilei waren da geweſen, Baco hatte für dasjenige, was die Zeit bewegte, den gemeinſamen Ausdruck geſucht. Teleſkope und Mikroſkope hatten den Menſchen eine Unendlichkeit in doppelter Richtung aufgeſchloſſen. Während die Völker ſich in ſich und untereinander bekämpften, während religiöſe Parteiungen in den drei civiliſirteſten Ländern Europa's ſich wechſelſeitig vernichteten, war hier ein ſtilles Bündniß der Geiſter entſtanden, welches von den Kämpfen der Völker, wie von den religiöſen Anſichten abgewandt war. Es war beſtimmt, eine neue Zeit am tiefſten zu begründen; denn vergleichen wir die neue Zeit mit der alten, ſo wird man nicht leugnen können, daß die Naturwiſſenſchaft in ihrer eigenthümlichen Entwickelung das bedeutendſte Unterſcheidungsmittel darbietet. Durch die mathematiſch-ſtrenge Beſtimmtheit im Feſthalten und Erkennen aller Verhältniſſe, durch die, mit dieſer gegebene reinliche und ſichere Sonderung, ward der Zeit die Aufgabe entſchieden vorgelegt, Thatſachen zu verificiren, durch welche die unreine Miſchung von unbeſtimmter Ahnung und ſchwankendem Auffaſſen gegebener Verhältniſſe auf immer verdrängt werden ſollte.

Pascal trat als Jüngling, ja ſchon als Knabe, in dieſen Bund. Merſenne, Boberval und Andere,

die an der lebendigen Entwickelung der Naturwiſſenſchaft der damaligen Zeit thätig Theil nahmen, waren die Hausgenoſſen ſeines Vaters, und Carteſius war ſein Freund.

Es ſchien, als müßte dieſe Richtung den jungen Pascal ganz in Anſpruch nehmen. Ein bewundrungswürdiges Talent, welches Eltern und Freunde in Erſtaunen ſetzte, unterſtützte die günſtigen äußeren Verhältniſſe. Es iſt bekannt, daß er ſchon als Kind die Fähigkeit der ſcharfen Auffaſſung gegebener Erſcheinungen auf eine auffallende Weiſe entwickelte. Es wird erzählt, daß er in ſeinem elften Jahre einen Aufſatz über die durch den Stoß erregte Bewegung in den klingenden Körpern und über ihre plötzliche Hemmung durch einen Druck, ausgearbeitet habe. Der Vater wollte den Knaben in ſeinen jüngern Jahren vorzüglich mit den Sprachen beſchäftigen, und faſt erſchrocken über die Lebhaftigkeit, mit welcher er Erſcheinungen, die ihm auffielen, ſcharf auffaßte und zu erklären ſuchte, hielt er ihn von allem mathematiſchen Unterricht entfernt. Der Knabe aber ward, nachdem er, begierig fragend, den Gegenſtand der Mathematik, roh angedeutet, durch den Vater kennen gelernt hatte, zum eigenen Nachdenken gebracht und arbeitete ſich in ſeinen Freiſtunden, indem er eigene techniſche Ausdrücke und eigene mechaniſche Hülfsmit-

tel erfann, bis zur ſechsten Propoſition des Euclides hindurch. Der Vater überraſchte den Knaben bei dieſer heimlichen Beſchäftigung und ließ nun dem bewundrungswürdigen Talent ſeinen freien Lauf. In ſeinem ſechszehnten Jahre ſchrieb er einen Aufſatz über die Kegelſchnitte, der allgemeines Aufſehen erregte. Carteſius, wie Bayle in dem Artikel „Pascal" erzählt, hielt eine ſolche Ausarbeitung in dieſem Alter nicht für möglich und ſchien auch jene frühere Selbſtentwickelung des Knaben in Zweifel zu ziehen. Frühzeitige Talente der Art ſind aber nicht ſo ſelten. Seltener iſt es, daß ſie, durch die Einſeitigkeit der Entwickelung in einer ſtarren Vereinzelung gefeſſelt, eine geſchichtliche Bedeutung erhalten.

So durch ein eigenes, höchſt merkwürdiges Talent getrieben, durch die günſtige Umgebung ermuntert, trat der Jüngling in das fröhlich erregte, auf die Naturforſchung hingewandte Geiſtesleben hinein. Wie bedeutend dieſe ſeine Umgebung war, erhellt ſchon daraus, daß die Verſammlungen der Gelehrten bei ſeinem Vater, an welchen er ſchon, faſt als Knabe, Theil nahm, und die auf die Belehrungen des Jünglings horchten, den Keim der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften enthielten, die von Richelieu beſchloſſen, wenige Jahre nach Pascal's Tode eröffnet wurde.

In der That ſchien die Thätigkeit des Jünglings ganz dieſer Richtung zugewandt, und man erlaube uns, was hier nur im Allgemeinen mit unſerer Abſicht zuſammenhängt, Pascal's geſchichtliche Bedeutung als Mathematiker und Phyſiker kurz anzudeuten. In der Geſchichte der Phyſik bezeichnet Pascal's Name eine Unterſuchung, durch welche Torricelli's große Entdeckung erſt fruchtbar wurde. Auch hier finden wir Carteſius dem jungen Pascal feindlich gegenüberſtehend. Dieſer ſchloß bekanntlich, daß wenn der Druck der Luft, wie Torricelli vermuthete, die Queckſilberſäule in der Barometerröhre hebe, mit der Abnahme des Drucks in höheren Regionen die Säule ſinken müßte. Verſuche, zuerſt im Kleinen in ſeinem Hauſe, dann nach ſeiner Aufforderung im Großen auf dem Gipfel des Mont d'Or durch ſeinen Schwager Perier angeſtellt, entſchieden über dieſe, nicht allein für die Phyſik wichtige Aufgabe. Aber Carteſius behauptete, dieſen Gedanken dem Pascal früher mitgetheilt zu haben. Die Schwäche des berühmten Philoſophen, ſich durch ähnliche Behauptungen bedeutende Entdeckungen zuzueignen, iſt bekannt und Pascal's Recht auf die Entdeckung iſt anerkannt. Er ſah auch die Queckſilberſäule durch Verdünnung der Luft, durch Saugen, ſinken, ein Verſuch, der directer gegen die Hypotheſe von einem Horror Vacui gerichtet war.

Er gründete auf dieſe Verſuche Werke über die Schwere der Luft und über das Gleichgewicht der Flüſſigkeiten, in denen Stevin's hydroſtatiſche Entdeckungen zuerſt mit mathematiſcher Schärfe beſtimmt wurden. Wer die große Revolution, die durch die Widerlegung der Hypotheſe von Horror Vacui in der Denkweiſe der Zeit hervorgerufen wurde, erwägt, der wird, was auch allgemein anerkannt iſt, dem Pascal neben dem Carteſius einen bedeutenden Antheil an dieſer Umwälzung zuſchreiben müſſen.

Obgleich ſeine Rechenmaſchine keinen Eingang gefunden hat und durch die Erfindung der Logarithmen überflüſſig wurde, legte ſie doch einen Beweis von ſeinem Tiefſinn ab. La Place, in der Vorrede zu ſeinem Werk über den Wahrſcheinlichkeits-Calcül, nennt Pascal als den eigentlichen Begründer dieſer Lehre; und durch die Entwickelungen der Functionen der Cycloide ſtellte Pascal ſich dem berühmten Wallis gleich, wenn er ihn nicht übertraf.

Wäre nur dieſe Richtung ſeiner geiſtigen Productivität bekannt, ſo würde er ſchon durch ſie zu den ausgezeichneten Geiſtern einer bedeutenden Zeit gehören; aber in den letzten Jahren ſeines kurzen Lebens trat eine andere hervor, die ihn eben ſo berühmt gemacht hat, obgleich ſie, unſerer Ueberzeugung nach, keineswegs gehörig geſchätzt und verſtanden iſt, und

die den eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung bilden soll.

Wer kennt Pascal's Pensées und Provincialbriefe nicht? Sie sind schon äußerlich betrachtet, durch den Eindruck, den sie gemacht haben, sehr merkwürdig. Ein junger kränklicher Mann, der sich von der Welt zurückzieht, der in einer Art religiöser Strenge lebt, die fast legendenhaft erscheint, der allen Genüssen entsagt, nur für die Armuth und für das Gebet lebt, der einen Stachelgürtel auf dem bloßen Leibe trägt, um durch den Druck jede Aeußerung selbstsüchtiger Eitelkeit zu unterdrücken, arbeitet zwei Werke aus, die beide völlig aus diesem Sinne hervorgehen, und, anstatt etwa eine religiöse Secte zu bilden, wird er ein Heros der Literatur seines Landes. Diese Werke, deren Gegenstand so ganz abweicht von der schon damals herrschenden und später immer mächtiger gewordenen Ansicht, genießen noch ein ebenso bedeutendes Ansehen, wie zur ersten Zeit ihrer Entstehung. Selbst während man Pascal's religiöse Gesinnung geringschätzte, ja verachtete, bewunderte man ihn, und wie die erste unvollständige Ausgabe seiner Freunde das Erbauliche einseitig hervorhob, so konnten Condorcet und Voltaire sich entschließen, eine, freilich im entgegengesetzten Sinne eben so einseitige Ausgabe zu veranstalten. Die älteren, wie die letztgenannten

Herausgeber fanden sich offenbar mit den Pensées in Verlegenheit. Die älteren befürchteten, daß die Kühnheit und der geistige Umfang mancher Gedanken seinen Glauben verdächtig machen könnten, und die letzteren konnten diesen nicht begreifen. Jene glaubten daher, indem sie die weltlichen Gedanken, diese, indem sie die christlichen unterdrückten, diesen, ihnen unverständlichen Menschen von den störenden Elementen zu reinigen, jede auf ihre Weise. Mon ami, äußerte sich Voltaire gegen Condorcet, vous lassez point de répéter que depuis l'accident du pont de Neuilly, le cerveau de Pascal était dérangé. Es ist wahr, daß das Ereigniß bei der erwähnten Brücke einen tiefen Eindruck auf Pascal machte. Die wildgewordenen Pferde drohten ihn mit dem Wagen einen steilen Abhang hinunter zu werfen und seit der Zeit glaubte er erwachend, zwischen Wachen und Schlaf, einen tiefen Abgrund dicht neben sich zu erblicken, der ihn hinabzuziehen schien. Richtig bemerkt aber Bossuet, der bekannte, völlig gewissenhafte Herausgeber seiner sämmtlichen Werke: Il n'y a qu'une petite difficulté dans ce système; ce cerveau, derangé en 1654, produisit en 1656 les Lettres provinciales et en 1658 les Solutions des problèmes de la roulette.

Es ist merkwürdig, daß die Deutschen zwar die

Pensées oft genug nennen, aber ihnen dennoch nur eine geringere Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, als man erwarten ſollte. Es giebt nur eine deutſche Ueberſetzung der Pensées von Kleuker, und zwar nach den älteren unvollſtändigen Ausgaben. Heydenreich hat einen etwas leichtſinnigen Anfang gemacht, einige Artikel der alten Ausgabe wieder zu überſetzen und mit flüchtigen kantiſch-religiöſen Bemerkungen zu begleiten. Das kaum angefangene Werk ward ſchnell abgebrochen, und obgleich das Titelblatt keine Jahreszahl enthält, ſo iſt mir die Erſcheinung dieſer Schrift doch ſehr wohl erinnerlich. Sie kann nicht früher, als in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts erſchienen ſein. Wie unbekannt Pascal damals noch ſein mußte, ſo oft er auch citirt wurde, erhellt ſchon daraus, daß Heydenreich nicht einmal die neuere vollſtändige Ausgabe von Boſſuet von 1779 kannte. Mir iſt kein neueres Werk über Pascal's Pensées bekannt. Ein Freund nannte mir einen Aufſatz von Dr. Veit in Hamburg, wahrſcheinlich in irgend einem Journal, den ich aber nicht habe auftreiben können. Rixner und Erdmann fertigen ihn mit wenigen Zeilen ab. Pascal iſt in der neuern philoſophiſchen Literatur, wie Baco, zu einem Motto zuſammengeſchrumpft, und wie der Letztere faſt nur durch das bekannte: non fingendum aut excogi-

tandum, sed inveniendum etc. bezeichnet wird, so scheint die Erinnerung an Pascal's Pensées sich ganz in der Stelle: la Nature confond les Pyrrhoniens et la raison confond les Dogmatistes, die durch Jacobi in Umlauf gesetzt wurde, verloren zu haben. Daß die Provincial-Briefe öfters und selbst in den neuesten Zeiten übersetzt wurden, hatte bekanntlich einen Grund, der in keiner Beziehung stand zu der geistigen Eigenthümlichkeit des Verfassers.

Es ist meine Absicht darzuthun, daß Pascals Pensées und Provincialbriefe eben so bedeutend für die Geistesentwickelung des siebzehnten Jahrhunderts geworden sind, wie die Philosophie des Carteſius, daß Pascal, auch hier, als das geistige Supplement der berühmten Philosophen betrachtet werden kann. Er lös'te, schlagender als Carteſius durch schlecht begründete Construction, durch unmittelbare Versuche eine wichtige Aufgabe der Zeit, und durch ein inneres geistiges, sich immer tiefer entwickelndes Leben rückte er uns die höchste Aufgabe des Daseins nahe, und bereitete eine bedeutende Zukunft vor, während das System des Carteſius an seiner Vollendung starb.

Um Pascal zu beurtheilen, dürfen wir die geschichtliche Thatsache der in Frankreich herrschenden katholischen Kirche nicht übersehen. Das weltliche Frankreich im großen Styl war zwar von der Reli-

gion abgewandt, benutzte sie nur, und die Kriege mit den Hugenotten hatten ihr selbst ein Princip zerstörender Politik und eine große Erbitterung zugestellt.

Perrault, in seinen Hom. illustr., macht uns mit Petrus Camus bekannt, welcher, als er Bischof ward, mit großem Eifer sich mit der innern Verbesserung der Kirche beschäftigte. Die Mönche, denen sein Eifer besonders beschwerlich fiel, suchten ihn durch Richelieu zu milderer, nachsichtiger Gesinnung zu bewegen. Der Cardinal sagte ihm einst: „Ich habe nur eins an Ihnen auszusetzen — Ihre Härte und Erbitterung gegen die Mönche. Ich würde Sie heilig sprechen, vermöchten Sie diesem zu entsagen.“ — „Wollte Gott,“ antwortete Camus, „daß es geschehen könnte, wir hätten dann beide, was wir wünschen. Sie wären Papst und ich ein Heiliger.“ Camus wird als ein Solcher geschildert, der mit ganzer Seele und seiner innersten Gesinnung nach religiös war, und dennoch behandelte er, dem Cardinalminister gegenüber, das Heiligthum seiner Religion mit einer vernichtenden Ironie, die durch die Heiligsprechung aus einer solchen Quelle das, was ihm das Theuerste war, preis gab. Richelieu's Gesinnung, ja selbst die Frivolität des Cardinals Retz konnten nicht entschiedener als Beweis für die damals herrschende Ansicht der Reli-

gion dienen, als ein solches Hineindringen leichtsinniger Gesinnung in die reinsten Gemüther.

Aber dennoch war die katholische Kirche für diejenigen, die in ihr lebten, ein wesentliches, alles beherrschendes Element der Zeit. Weltliche Absichten, so wenig als wissenschaftliche Reflectionen, durften sie abweisen. Richelieu sowohl als Carteſius mußten ihre Herrschaft anerkennen, und Pascal ergab sich ihr ganz.

Der Art. II. der spätern Handausgabe, der vierte der Bossuetschen: Réflexions sur la Géometrie überschrieben, der offenbar in dem ursprünglichen Zusammenhange zu uns gekommen ist, unterscheidet das geistige Erkennen höherer Art, das rein Geistige, von dem secundären Sinnlichen, nicht dem Grade nach, sondern toto genere. Alles was wir sinnlich erkennen, bleibt, auch mit mathematischer Schärfe aufgefaßt, seiner Wahrheit nach in den Verhältnissen durchaus verborgen, wir erkennen nur diese. Wir können sie scharf auffassen, entschieden bestimmen, benennen, so daß wir innerhalb der Grenzen unserer Auffassung sicher und gewiß werden; aber dieses Vereinzelte hat nicht den Grund seines Daseins in sich selber, sondern in einem Andern, dieses wieder in einem Andern und so fort ins Unendliche. Daß diese Unendlichkeit von der Wahrheit selbst unendlich entfernt sei, daß sie das Wesen der Dinge nicht aufschließt, son-

dern verhüllt, daß wir, um uns, wie Kant, auszudrücken, durch ſinnliche Kategorien nur Erſcheinungen, nicht die Dinge an ſich erkennen, darüber herrſcht in den Pensées, durch alle hindurch, das deutlichſte Bewußtſein. „Alle Körper," ſagt er, „das Himmels„gewölbe, Sterne, Erde und Reiche, ſind dem klein„ſten der Geiſter nicht vergleichbar, denn er erkennt „das Alles und ſich dazu, die Körper nichts. Alle „Körper und alle Geiſter zuſammen, mit Allem was „ſie ſchaffen, haben nicht den Werth der kleinſten Re„gung der Liebe, denn ſie gehört zu einer unendlich „erhabenern Ordnung. Aus allen Körpern kann man „nicht den kleinſten Gedanken ziehen, es iſt unmög„lich und gehört in eine andere Ordnung. Alle Kör„per und alle Geiſter vermögen nicht die geringſte „Bewegung wahrer Liebe zu ſchaffen, es iſt unmög„lich und gehört in eine andere, völlig übernatürliche „Ordnung." — Das ſind die drei Regionen, die, völlig von einander getrennt, jede in ſich geſchloſſen, — das Anſich, das Fürſich, das An- und Fürſich in der Sprache einer neuern Schule — die Grundlagen ſeiner ganzen Anſicht bilden. Es iſt klar, daß hier das Denken, als das Sich-ſelbſt-Faſſen, in ſeiner höchſten Intenſität, im Gegenſatz gegen das Sein, als die höchſte Extenſität, (der Dualismus des Carteſius), nur in jener Form des Secundären, nicht

als die Wahrheit begriffen wird. Die Einheit des Denkens und Seins war ihm die Liebe. Ebendeswegen, weil er das wahrhaft Geistige in der Form der Religion auffaßte, kann man läugnen, daß er ein Philosoph war, wenigstens kein Philosoph der Schule; aber von der Philosophie im eminenten Sinne, von ihrer höchsten Aufgabe war er tiefer durchdrungen, als Carteſius. Man würde ſich irren, wenn man dieſe Idee der Liebe — für Pascal der ruhende Mittelpunkt alles Daſeins — etwa als ein bloßes Gefühl, das Erkennen, alſo alles Denken ausſchließend, betrachtete. Dieſer Mittelpunkt der Liebe, in ihrer tiefſten ſpeculativen Bedeutung, war ihm Jeſus Chriſtus:

„C'est lui, qui est le vrai Dieu des hom-
„mes, c'est à dire, des misérables et des
„pécheurs. Il est le centre de tout et l'ob-
„jet de tout: et qui ne le connaît pas, ne
„connaît rien dans l'ordre du monde, ni
„dans lui-même. Car non-seulement nous
„ne connaissons Dieu, que par Jésus Christ,
„mais nous ne connaissons nous-mêmes que
„par Jésus Christ.“ Art. XIII. der Handausgabe. Vol. 2. p. 144.

So war ihm die Liebe das Schaffende, das Wirkliche, und Alles außer dieſer ein Unwirkliches, Abſtractes. — „Als Gott,“ heißt es an einer andern

Stelle, Himmel und Erde erſchaffen hatte, die keine Empfindung von dem Glück ihres Daſeins hatten, wollte er Weſen ſchaffen, die dieſes Bewußtſein hätten und Körper denkender Glieder ausmachten. Alle Menſchen bilden die Glieder dieſes denkenden Körpers, die, damit ſie glücklich ſeien, ihren beſondern Willen dem allgemeinen, der das Univerſum regiert, gemäß bilden müſſen. Nur zu oft glauben wir, das Ganze zu ſein, erkennen nicht unſere Abhängigkeit von den übrigen Körpern, glauben nicht dieſen unterworfen, vielmehr das Centrum und der Körper ſelbſt zu ſein. So aber iſt man nur ein vom Körper losgeriſſenes Glied. Dieſes verwirrt ſich, da es kein Leben in ſich ſelber hat, in ſich, und ſtaunt unwiſſend über das Ungewiſſe ſeines Weſens. Fängt man aber an ſich zu erkennen, dann iſt man wie zu ſich ſelbſt gekommen, man erkennt, daß man nicht der Körper iſt u. ſ. w." Es wäre leicht eine Menge anderer, eben ſo bedeutender Stellen anzuführen.

Haben wir es nun erkannt, daß dem Pascal die Idee der göttlichen Liebe, nicht blos getrennt von den untern Ordnungen, ſondern auch dieſe durchdringend, als der Mittelpunkt der höchſten geiſtigen Einheit vorſchwebt, ſo müſſen wir auch die Schranken, innerhalb welcher ſie gehalten wurde und die er nicht zu überſchreiten vermochte, genauer betrachten. Die Idee

ſelbſt war der Kirche nicht fremd. In der Geſtalt des Myſticismus hatte ſie ſich oft, tiefer oder oberflächlicher, auszuſprechen geſucht. Aber ſie ward von Pascal nicht bloß äußerlich aufgenommen, nicht bloß in der Form eines überſchwänglichen Gefühls aufgefaßt, ſie ward lebendig reproducirt, und zwar als der Mittelpunkt der zerſtreueten wiſſenſchaftlichen und allgemein geiſtigen Elemente ſeiner Zeit. Sie war daher, in der Art, wie ſie ſich durch ihn ausſprach, neu. Obgleich ſeine religiöſe Richtung ihn zu den Janſeniſten hinzog, obgleich er das Fundament ihrer Lehre klarer, als ſie ſelbſt, auffaßte und mit Glück vertheidigte, ſo konnte ſein freierer Geiſt ſich doch nicht entſchließen, ſich mit dieſen unbedingt zu verbinden.

Die göttliche Liebe war ihm allerdings das Princip alles Erkennens, aber dieſes reifte nicht zum thätigen Erkennen, zur denkenden Entwickelung. Die Einheit des Denkens ſchwebte ihm vor, zog ihn an, er ergab ſich ihr, aber lediglich als einem Fremden, als Autorität, er war ganz und durchaus Katholik, und er konnte ſich mit der Freiheit des Denkens, mit dem perſönlich in ſich ſicher gewordenen Glauben des Proteſtantismus nie befreunden. Die Geſchichte, das ganze Menſchengeſchlecht, jede Perſönlichkeit, ſeine eigene, hatten ihre Wirklichkeit nur in der geiſtigen Einheit der Liebe, aber ſie ſelbſt ſchwebte ihm vor,

wie ein dämmernd enthülltes Myſterium, in welchem er alle Reichthümer des erkennenden Geiſtes fand, aber nicht beſaß, nicht denkend beherrſchen konnte. Sie war ihm, aber in viel tieferm Sinne, was dem Kant die ſynthetiſche Einheit des Selbſtbewußtſeins. Sie war daher nicht Erkennen, aus ihr bildete ſich keine Philoſophie, aber wenn in einem ſolchen Geiſte der Katholicismus zum wahren Proteſtantismus heranreifte, dann würde man in der mit dieſer Tiefe aufgefaßten Idee die wahre Aufgabe der Philoſophie erkennen, die ihre Löſung gefordert und gefunden hätte.

Dennoch war das Reſultat ſeiner Reflexion dem der kantiſchen Kritik ſo ähnlich, wie bei keinem Philoſophen vor und nach ihm; die Trennung der Freiheit von der Nothwendigkeit, der Geſchichte von der Natur, der theoretiſchen von der praktiſchen Philoſophie finden wir bei ihm, wie bei Kant, nur daß der Hauch der göttlichen Liebe mit der ſeligſten Gewißheit das Ganze durchdrang und ebendaher für die Reflexion einen Widerſpruch hervorrief, der dem Kant fremd blieb, weil Freiheit und Nothwendigkeit bei dieſem in gar keiner Berührung traten und daher ſich nicht widerſprechen konnten. Dieſer Widerſpruch, der ſich immer von Neuem hervordrängte, der, ſo lange die Liebe dem Erkennen fremd blieb, nie gelöſt werden konnte, und dennoch durch jene, als abſolut gelöſt, anerkannt

wurde, enträthſelt uns ſeine eigenthümliche Perſönlichkeit.

Daß ſeine Religioſität ein Product der Geiſtesſchwäche war, haben wir freilich widerlegt; aber dennoch wollen wir nicht leugnen, daß Manches in ſeinem Leben vorkam, was wir nicht als die Aeußerung eines ſtarken, in ſich geſunden Sinnes betrachten können. Manche ſeiner Seltſamkeiten, viele Aeußerungen einer religiöſen Aengſtlichkeit, die ſeinem Leben ein faſt legendenartiges Gepräge aufdrückten, ſcheinen durch eine Verzärtelung, wenn auch nicht erzeugt, ſo doch gepflegt und einſeitig ausgebildet, aus der Bewunderung und ängſtlich hingebenden Sorgfalt, mit welcher er von Verwandten und Freunden behandelt wurde, entſprungen zu ſein. Aber man findet ihn in einem Widerſpruche befangen, den er nicht zu löſen vermochte, der ihn ſein ganzes Leben hindurch verfolgte, ängſtigte und quälte, und der offenbar aus einer tiefern Quelle entſprang. In der letztern Hälfte ſeines Lebens fühlte er ſich von der Größe ſeiner eigenen Aufgabe gedrückt. Urſprüngliche Neigung und ſeltenes Talent drängten ihn zur exacten Naturforſchung, und dann ſagte er ſich: dieſes Alles ſei nichtig und man müſſe allein und unmittelbar Gott ſuchen. Er konnte ſich offenbar glücklich fühlen, wenn er ſich der Beſchäftigung hingab, zu welcher ihn ſein

Talent, oft wider seinen Willen, hinzog, aber dann störte ihn eine innere Angst; und wenn er sich ganz der religiösen Betrachtung hingab, beunruhigten ihn wieder die vernachlässigten Untersuchungen. In den Pensées erkannte er Gott allenthalben und, wie er sich da oft genug äußert, müßte eine jede gewissenhafte Beschäftigung, auch diejenige, die nicht ihren Grund in sich selber findet, sondern abhängig ist von einem fremden Ganzen, in sich eine Wahrheit haben, die höher liegt, als ihre Erscheinung, und dennoch in dieser gesucht, erforscht, erkannt werden. Sie trat ihm nahe, aber er konnte sie nicht festhalten, denn was ihm die Idee der Liebe schenkte, zerstörte die Reflexion.

Aus dieser schwankenden Stellung entsprangen Schwächen, die er vergebens zu bekämpfen suchte. Ja, die Aengstlichkeit des Kampfes bezeugte eben, wie oft er sich besiegt fühlen mußte. Als er die Lösung der Probleme, zu welchen die Natur der Cycloide führte, gefunden zu haben glaubte, überredete man ihn — und das sollte als Entschuldigung dienen — diese Lösung geheim zu halten und die Probleme, als Preisaufgabe, den Mathematikern vorzulegen. Zwei Lösungen liefen ein. Die eine, von Lallouere, einem Jesuiten, konnte man wohl als mißlungen betrachten. Die zweite aber, von einem Mathematiker, der sich wohl mit Pascal messen konnte, von dem Engländer Wallis, führte

einen Streit herbei, der, wie man ihn auch betrachten mag, einen Schatten auf Pascal wirft. Die seltsame Absicht war die, einen Beweis ad hominem zu liefern, daß ein ausgezeichneter Mathematiker auch ein Christ sein konnte. Daher ward Pascal von seinen Freunden aufgefordert, die Zuversicht, mit welcher er sich über alle Mathematiker seiner Zeit erhaben fühlte, auf die naivste Weise auszusprechen; und nichts beweist wohl mehr, wie nöthig ihm der Stachelgürtel war, und wie wenig er half. Die Demüthigung, die das zweifelhafte Resultat herbeiführte, war wohlverdient.

In der Geschichte, in dem Reiche der Freiheit ward die geistige Wirkung mit religiöser Wahrheit anerkannt, aber dieses Anerkannte, welches sich ihm aufdrang, dem er sich hingab, blieb dem reflectirenden Erkennen innerhalb der Erscheinung fremd — und die Wahrheit nur eine gegebene, nie aus sich selber entsprungene. So entstand eine Dialektik, die, wenn man das ins Auge faßt, was sie beabsichtigte, vielleicht niemals großartiger erschien, obgleich sie ihren eigenen positiven Mittelpunkt nicht finden konnte und nur die zerstreuten Glieder eines ihm dunkel vorschwebenden in sich geordneten Gespräch enthielt. Die mehr durch einen Sprung, als durch ein stetig fortschreitendes Denken vermittelten Gegensätze dieser Dia-

lektik, die theils ethiſcher, theils pſychologiſcher Art waren, in ihrer geiſtreichen Kürze, erſchienen denjenigen, die eben keine Vermittelung ſuchten, auch keine wollten, und was unmittelbar mit der religiöſen Idee der Liebe gegeben war, abwieſen, pikant und intereſſant, und haben ſeinen Ruf begründet.

Man pflegt Pascal's Pensées nur einzeln zu nehmen, und bewundert die Tiefe einiger, die geiſtreiche Wendung anderer, und man kann doch nicht läugnen, daß, wenn ſie ſo vereinzelt betrachtet werden, ſie in der That nur ein müßiges Spiel mit Antitheſen darzuſtellen ſcheinen. Nur wenn man die große Antitheſe des ganzen Daſeins, die immer wiederkehrt, die er nie aus den Augen verliert, aus allen Aphorismen und mehr zuſammenhangenden Darſtellungen herauslieſt, verſteht man jene wahrhaft ſpeculative Geſinnung, die ſelbſt dem ſcheinbar Trivialen eine tiefe Bedeutung giebt.

Pascal's Schweſter, die bekanntlich ſein Leben beſchrieb, erzählt, daß es ſeine Abſicht war, die Aphorismen und hingeworfenen Pensées in einem großen Werke zu vereinigen, und daß nur ſeine Kränklichkeit und früher Tod die Ausführung dieſes Entſchluſſes verhinderten. Ich geſtehe, ich glaube, daß dieſes Werk in dem Umfange, in welchem es Pascal, nach den zerſtreueten Aphorismen zu urtheilen, vorſchwebte, ſelbſt unter den

günſtigſten Umſtänden nie fertig geworden wäre. Die höchſte Ordnung der Liebe war in rein geiſtiger Auffaſſung von ihm anerkannt. In ihr lebte alles Erkennen, aber es trat, als ſolches, in ſeinem geordneten Zuſammenhange nie hervor. Seine Gedanken erhielten ihre Bedeutung durch das Ganze, aber ſie ordneten ſich nicht unter einander zu einem Ganzen.

In der erſten Ausgabe der Pensées, die bekanntlich erſt nach ſeinem Tode aus ſeinen Papieren geſammelt wurden, wie ſie zu verſchiedenen Zeiten hingeworfen waren, ſind nicht bloß die wichtigſten ausgelaſſen, ſondern auch die aufgenommenen höchſt willkürlich unter einander geworfen. Die Boſſuetſche Ausgabe hat Nichts ausgelaſſen und Alles beſſer zu ordnen geſucht. Einige Aphorismen, wenn auch zu ganz verſchiedenen Zeiten geſchrieben, hängen deutlich zuſammen, und erſcheinen — in den älteſten Ausgaben auf eine unbegreifliche Weiſe oft, wie man glauben muß, mehr durch Nachläſſigkeit, als durch Mißverſtand getrennt — hier wieder verbunden. Die neuere Handausgabe hat oft eine andere Ordnung. Ueberſehen wir aber die ganze Maſſe der Pensées, ſo wird man in allen dieſen Zuſammenſtellungen die häufigen Spuren der Willkür erkennen. Ich glaubte anfänglich, und bis mir das Weſen der Pensées deutlicher ward, daß es vielleicht möglich wäre, die Idee des

allgemeinen Zusammenhanges, wenn auch nicht vollkommen, herauszulesen. Ich überzeugte mich aber dann, daß es unmöglich sei. Man findet nur zu häufig, wenn man die verschiedenen Regionen der Betrachtung gesondert hat, daß einzelne Gedanken und oft die tiefsten und bedeutendsten, diese Sonderung nicht anerkennen. Ich bin überzeugt, daß Pascal selbst, wäre ihm das Geschäft aufgetragen, diese Gedanken, wie sie vorliegen, zu ordnen, genöthigt sein würde, eben so willkürlich zu verfahren, wie die Herausgeber; denn nicht bloß die Pensées, Pascal's Geist selbst war fragmentarisch; es ist uns, als hörten wir, wenn er spräche, die Bruchstücke eines halb vergessenen Epos. Wenn nun diese Willkür, selbst wo sie, wie in den ältesten Ausgaben, vorherrscht, dennoch nicht das widerwärtige Gefühl einer Gedankenverwirrung hervorruft, so können wir den wirklichen Genuß, der uns wird, nur daraus erklären, daß uns aus einer jeden Aeußerung das Ganze entgegenkommt, als bewege der Verfasser sich mit willkürlicher Sicherheit in einer Welt, in welcher er heimisch ist, deren Unveränderlichkeit wir ahnen, ohne daß es ihm gelingt, uns in sie zu versetzen. Seine Pensées bilden, in Beziehung auf die Einheit, die ihren eigenthümlichen Inhalt ausmacht, einen Kreis, dessen Mittelpunkt allenthalben, dessen Peripherie aber nirgends zum Vorschein kommt,

damit wir dieſen, dem Timäus zugeſchriebenen Ausdruck von der Welt, der auch von Pascal gebraucht wird, auf ihn ſelber anwenden. So enthalten die Pensées die Materialien zu einem Platoniſchen Geſpräche vom chriſtlich-religiöſen Standpunkt aus; aber dieſes konnte ſich nie runden, nie fertig werden, weil der weſentliche, alles vereinigende Inhalt, das Centrum, in einer jeden beſonderen Form nur angedeutet, ſich immer in ſeinen eigenen, nie dargeſtellten Umfang verlor. Zwei Jahrhunderte ſind ſeitdem verfloſſen, und wir müſſen geſtehen, daß die Aufgabe, die dem Pascal vorſchwebte, noch immer eine der kühnſten, großartigſten, die wir uns zu ſtellen vermögen, genannt werden muß.

Es lag in dieſer Dialektik, wie ſie außerhalb der vereinigenden Liebe hervortrat, die Nothwendigkeit, daß das Poſitive, um welches ſie ſich bewegte, als ein unbewegliches immitten der Wandelbarkeit aller Erſcheinungen ſtehendes, dem Innerſten entfremdetes Geſetz, dem Handelnden ein Gebot ſein mußte, an deſſen Unbeweglichkeit eben die ſchwankenden Formen ſich brachen. Die Freiheit der Menſchen mußte ſelbſt von ihrer Knechtſchaft, und dadurch von ihrem Elende das härteſte Zeugniß ablegen. Dieſes Geſetz konnte zwar, wie es Pascal, ſeiner Eigenthümlichkeit nach, aufzufaſſen vermochte, nicht, wie bei Kant, in der abſtrac-

ten Allgemeinheit, als Sittengesetz, hervortreten; wohl aber konnte es, als unwandelbarer Mittelpunkt einer casuistischen Dialektik erscheinen, deren meisterhafte Entwickelung wir in den Provincial-Briefen, und hier in der schönsten klarsten Einheit einer in sich geschlossenen meisterhaften Darstellung finden. Diese Briefe erschienen im Druck einzeln nach einander vom Januar 1656 bis März 1657, in den späteren Jahren seines kurzen Lebens, und legen ein vollgültiges Zeugniß von der großen Energie seines Geistes zu dieser Zeit ab. Unsere Königl. Bibliothek enthält in einer Sammlung jansenistischer Piecen, die ein großes Licht über die Geschichte des Jansenismus verbreiten, daher von einem Jeden, der diese studiren will, als ächte Urkunden, sorgfältig gelesen zu werden verdienen, diese Briefe in ihrer ursprünglichen Form, wie sie nach einander erschienen. Sie setzten, als sie herauskamen, und fast ein Jahrhundert hindurch, ganz Frankreich in Bewegung. Von dem Streit zwischen den Jansenisten und Molinisten sehen wir ab: eben so wenig soll der Streit gegen die Jesuiten als ein solcher hier berührt werden. Wie viele Umstände dazu beitrugen, diese zu stürzen, ist eine historische Untersuchung, die uns hier ferne liegt. Daß aber diese weder vor ihm, noch nach ihm, einen Gegner fanden, der mit ihm verglichen werden kann, ist entschieden.

Alle ſpätere Angriffe erſcheinen als mehr oder weniger ſeichte, aus dieſer Urquelle geſchöpfte Fragmente. So hat dieſes Werk eine große äußere geſchichtliche Bedeutung, die allgemein anerkannt iſt; aber auch eine künſtleriſche, die eben ſo allgemein, ja höher noch geſchätzt wird: die vollendete Form nämlich. Dieſe Briefe haben dem Verfaſſer die Stelle unter den größten Proſaikern ſeines Landes auf immer erworben, und die tiefe Gründlichkeit, die geiſtige Gewalt, mit welcher er ſein Material beherrſchte, die durchſichtige Klarheit ſeiner Darſtellung werden eben ſo ſehr bewundert. Hier wollen wir den Inhalt von einer anderen Seite betrachten.

Daß die Sittlichkeit ihre Verwirklichung nur durch die Religion erhielt, die das Geſetz zur Liebe verklärte, war, wie bekannt, Pascals innige Ueberzeugung. Als Geſetz war ſie aber für alle Menſchen, auch für den Ungläubigen da, ſie war, als Geſetz eine anerkannte Thatſache des menſchlichen Bewußtſeins, und die eigentliche, über alle Streitigkeiten der Zeit liegende, ja alle künſtleriſche Vorzüge überragende Bedeutung der Briefe liegt eben darin, daß der Begriff der wahren Sittlichkeit, als das unwandelbare immanente Princip einer, nicht durch Abſtraction gewonnenen, vielmehr unmittelbar durch die Geſchichte ausgeſprochenen dialektiſchen Bewegung feſtgehalten

wurde. Obgleich dieſe Briefe nacheinander erſchienen, muß man dennoch annehmen, daß der Inhalt Aller ihm vorſchwebte, als er den erſten niederſchrieb. Es iſt wahrhaft bewundrungswürdig, wie hier, wenn die ganze Schrift ihrer Bedeutung nach zuſammengefaßt wird, dasjenige, was alle Gemüther in Bewegung ſetzte, was dem Verfaſſer ſelbſt ein höchſt Wichtiges war, dennoch in der Darſtellung, als ein Ganzes, einen von allen Zeitverhältniſſen und jeder Perſönlichkeit abgeſonderten, allgemeinern Charakter annimmt — als wären die Gegner, als ſolche, gar nicht da, als hätten ſie keine äußere Wirklichkeit, als hätten Jeſuiten und Moliniſten ſich zu Typen und durch dieſe zu Begriffen einer Dialektik erhoben, die der Verfaſſer mit völliger geiſtiger Freiheit beherrſcht. Es iſt gar nicht zufällig, daß die meiſterhafte und klare Darſtellung mit den Spitzfindigkeiten der Moliniſten anfängt. Der Pelagianismus der Jeſuiten ließ in der That, durch eine generatio aequivoca das Leben aus dem Tode, die Sittlichkeit aus der rein ſinnlichen Glückſeligkeitslehre entſtehen. Die Lehren von der nächſten Kraft, von der hinreichenden und wirkenden Gnade, waren Verſuche, denen der Materialiſten ähnlich, die durch überfeine Fluida den Uebergang vom Leibe zur Seele zu vermitteln hofften. Die Probabilitätslehre ward nur auf dieſe Weiſe möglich. Von

da an ſtellen nun dieſe Briefe eine kunſtreiche Dialektik dar, deren Steigerung bis zur Vernichtung ihres urſprünglichen Gegenſatzes aus den Schriften der Jeſuiten herausgehoben und dargelegt, unaufhaltſam fortſchreitet. So bildet ſich eine praktiſche Sittenlehre ganz im Kantiſchen Sinne, durch ihre Negation in allen möglichen Formen aus, und bei Kant ſpielt die Caſuiſtik eine ſo bedeutende Rolle, daß er ſchon dadurch ſich an die Provincialbriefe auf eine bemerkenswerthe Weiſe anſchließt.

Von einer anderen Seite wurden aber die Provinzialbriefe nicht weniger wichtig. Zwar iſt der Gegenſtand, den wir berühren wollen, ſo völlig trivial, und ſo ausgemacht geworden, daß er kaum einer Erwähnung zu verdienen ſcheint; und doch wird er demjenigen, der ruhig und rein objectiv die Geſchichte betrachtet, der ſich von einer durch Bildung und Erziehung herrſchend gewordenen Anſicht loszureißen vermag, keineswegs unbedeutend erſcheinen. Viele Jahrhunderte ſind verfloſſen, ohne daß es den Menſchen gelang, die ſinnliche unbefangene Betrachtung und die feſte Beſtimmung ſinnlicher Verhältniſſe innerhalb ihrer Grenzen reinlich und ſicher von ſubjectiven Meinungen, die durch viele Generationen hindurch ihre Gewalt ausübten, zu ſondern. Der bekannte Streit über die wahre Beſchaffenheit der Lehre des Janſe-

nius, die von den Jeſuiten und durch ihren Einfluß auch vom Papſte als ketzeriſch betrachtet wurde, (während die Janſeniſten behaupteten, daß die Lehren, die vom Papſte verdammt, auch von ihnen als ketzeriſch verabſcheut würden, daß dieſe aber, ſo wie ſie von den Jeſuiten dargeſtellt würden, in den Schriften des Janſenius nicht vorkämen), gab dem Pascal Gelegenheit zu der Unterſuchung: inwiefern dem Papſte überhaupt ein Recht zukäme, zu beſtimmen, ob entſchieden ausgemachte Thatſachen als ſolche anerkannt werden dürften, oder nicht. Dieſe Unterſuchung ſcheint trivial, iſt es aber keinesweges. Die ſinnliche Gewalt entſchiedener Thatſachen wird zu keiner Zeit, weder in der Naturwiſſenſchaft, noch in der Geſchichte rein zugeſtanden, und als Pascal ſie anſtellte, hatte ſie eine große Bedeutung, und ſeine Stimme war von großem Gewichte; denn ſie hatte in einer doppelten Richtung einen bedeutenden Einfluß. Pascal war durch ſeine religiöſe Geſinnung, ja durch ſeine Anhänglichkeit an die katholiſche Kirche ausgezeichnet und als Naturforſcher berühmt. Zwar hatte die Reformation und die zu derſelben Zeit ſich mächtig entwickelnde Naturwiſſenſchaft eine Richtung der Forſchung hervorgerufen, die ſich, abgewandt vom kirchlichen Glauben, immer ſelbſtändiger bewegte, ſie hatte durch Baco ein einflußreiches Organ gefunden. Aber die Eman-

cipation der sinnlichen Forschung in der Region des religiösen Glaubens, und, bestimmter, innerhalb der katholischen Kirche, sollte entschieden ausgesprochen werden, und dazu war keiner berufen, wie Pascal. Sein Ausspruch, mit welchem die Provincialbriefe schließen, als wenn es das höchste, vielleicht ihm selbst unbewußte Ziel derselben war, hat diese Sache für immer ausgemacht. Er trat, unterstützt von dem herrschenden Geiste, mit der Macht einer päpstlichen Bulle, dem Papst selber gegenüber, und mit der naiven Unbefangenheit, als deren Opfer Galilei fiel, wagte die Kirche seitdem niemals die Untersuchungen der Naturforscher zu stören.

Das Resultat dieser Untersuchung hatte aber für Pascal nicht bloß ein äußeres, praktisches Interesse, es hing genau zusammen mit seinen tieferen Ansichten; denn die Grundlage seiner Lehre ging, wie oben erwähnt wurde, von der Trennung des Seins, als der untern Ordnung, von der des freien Denkens, als einer höhern, aus. Beide bewegten sich selbständig und fanden ihre höchste Einheit in der Liebe, die, als ein göttliches Geheimnis, zwar anerkannt, geglaubt, aber nicht selbst ein Gegenstand des Erkennens werden konnte.

Auf diese Lehre gründete sich auch seine politische Gesinnung. Die Entwickelung der Geschichte, wie sie

ſich in den Staatsformen ausſprach, war ihm ein göttliches Geheimnis, dem wir uns unterwerfen müßten, nicht einer menſchlichen That, nicht der Willkür der Meinungen preisgegeben. Die Religion war ihm die wirkliche Geſchichte, die Staatsverfaſſung, von jener durchdrungen, chriſtlich traditionell, wie die Kirche. Daher war Pascal, um einen modernen Ausdruck zu brauchen, der hier wohl angewandt werden darf, ein Legitimer in demſelben Sinne, in welchem er ein Katholik war. „Ich könnte," ſagte er, „ebenſogut mich entſchließen, alle Menſchen zu ermorden, wie die Ordnung des Staats zu zerſtören;" und er äußerte dieſe Geſinnung ganz unbefangen zu einer Zeit, in welcher eine Aeußerung der Art nicht ohne Gefahr war. Nicht die Form der Verfaſſung, mochte ſie demokratiſch, ariſtokratiſch oder monarchiſch ſein, erſchien ihm tadelnswerth, wohl aber der revolutionäre Uebergang von der einen, ſo oder anders gebildeten Form zur andern. „Ein Venetianer," behauptete er, „der „die ariſtokratiſche Verfaſſung ſtürzen und die Monar„chie einführen will, iſt ein Verbrecher, wie derjenige, „der in einem monarchiſchen Lande dieſe zu ſtürzen „ſucht."

Faſſen wir das Reſultat unſerer Betrachtung zuſammen, ſo ſehen wir: die praktiſche und theoretiſche Philoſophie, Freiheit und Nothwendigkeit, wie bei

Kant, getrennt. Was von diesem als synthetische Einheit des Bewußtseins, als ein Mannigfaltiges mit einem unauflöslichen Widerspruch behaftet, aufgefaßt und geduldet wird, ist aber dem Pascal die, freilich dem Erkennen unzugängliche Liebe. Alle Momente einer Reflexion, die ihre eigenen Grenzen, aber eben dadurch auch ein über die Grenzen Hinausliegendes anerkennt, wie sie später, durch Kant, wieder hervortraten, nachdem sie in der Einseitigkeit eines lediglich sinnlichen Bewußtseins verschwunden waren, erkennen wir bei Pascal. Sie blieben den Schriftstellern der Geschichte der Philosophie nur deshalb verborgen, weil sie durch die innere Klarheit eines geistigen Lebens, nicht durch die Abstraction der Schule vermittelt waren. Aber eben dadurch stand Pascal höher als Kant. Denn in diesem Leben lag die Tiefe einer höhern Einheit verhüllt und beherrschte seine Gedanken. Daher brachen höhere Aeußerungen, wie unwillkürlich hervor, die den Mitlebenden unverständlich erschienen, obgleich Pascal offenbar das Talent der Popularität seiner Landsleute besaß und auszubilden strebte. Eine Stelle verdient in dieser Rücksicht Aufmerksamkeit. In dem Artikel XVII, 101. S. 226 der Duodez-Ausgabe kömmt folgende Stelle vor: „La multitude qui ne se reduit pas à l'unité est confusion. L'unité qui n'est pas multitude est tyrannie.“ Bossuet

hat dieſe Stelle unverändert. Dem Herausgeber der genannten Ausgabe war ſie bedenklich. Er wiederholt ſie daher S. 231, und in der Note bemerkt er: „Cette même pensée, qui se trouve ci-dessus, telle qu'elle est dans l'édition de M. B. n'y forme qu'un sens assez obscur.“ Abſchreiber, die ohne Zweifel dieſelbe Schwierigkeit fanden, die dem Herausgeber auffiel, ſuchten einen Sinn hineinzubringen. Sie corrigirten die Stelle, und wir finden ſie, ſo verſtändlich gemacht, folgendermaßen wiederholt: „L'unité qui ne dépend pas de la multitude est tyrannie.“

In der Liebe waren Natur und Freiheit von Gott durchdrungen, in der Einheit geſetzt: aber für die Reflexion fielen beide unvermeidlich aus einander, nicht relativ, ſondern abſolut getrennt. Pascal behauptet *) eben ſo beſtimmt, wie Kant, daß Gottes Daſein ſich aus der Welt der Erſcheinungen nie beweiſen laſſe. Das non liquet der Kantiſchen transcendentalen Kritik, nach welchem ſich über das Anſich weder für noch wider entſcheiden laſſe, ſo daß Gottes Daſein ſich zwar

*) Nach dem Supplement zum Artikel III. §. 15, welches nach einem Original-Manuſcript mit Recht, als Dialog betrachtet, in der Duodez-Ausgabe Paris 1803. 1. den Pensées voranſteht.

nicht beweisen, aber ebensowenig abläugnen läßt, finden wir bei Pascal in einer besondern Form ausgesprochen. Er bittet denjenigen, der mit der Religiosität den Standpunkt der Liebe und mit diesem das zuversichtliche Gottesbewußtsein verloren hat, zu erwägen, wie wichtig der Gegenstand sei. Bei der gleichen Wahrscheinlichkeit des Daseins und Nichtdaseins Gottes befinde sich der ernsthaft nachdenkende Mensch, auch wenn er gestehen muß, daß Gottes Dasein sich nicht beweisen lasse, in dem Zustand eines solchen, der eine Wette eingehen muß, wo gleiche Wahrscheinlichkeit für und wider stattfindet. Man erkennt den Mathematiker, der sich mit dem Wahrscheinlichkeits-Calcul beschäftigt hat. So sucht er nun den Ungläubigen für die positive Annahme des Daseins Gottes, wie der Unsterblichkeit der Seele durch den Vortheil zu gewinnen. Das Ungenügende dieses Versuchs ist einleuchtend; denn erstens ist es mehr als zweifelhaft: ob ein entschieden Ungläubiger seinen Vortheil finden würde bei der Annahme, und zweitens kann aus einer zugestanden völlig unbegründeten Annahme keine Art von Ueberzeugung entspringen. Und dennoch hat eben dieser Versuch, durch seine Popularität, einen großen Beifall gefunden. Bayle, der denselben Gedanken bei Arnobius gefunden hat, rühmt seine siegreiche Entwickelung bei Pascal.

Aber eine Eigenthümlichkeit theilt Pascal mit allen Philosophen des 17ten Jahrhunderts. Sie äußert sich in einer entschiedenen Starrheit und auffallenden Ungelenkigkeit aller Naturansichten: und man fühlt sich um so mehr gedrungen, den Grund dieser Eigenthümlichkeit aufzusuchen, da die Naturansichten einen größern Einfluß auf die philosophische | Darstellung ausübten, als in früheren Zeiten. Dieser liegt aber in der mechanischen Auffassungsweise der Natur, die durch die Richtung, in welcher die Naturwissenschaft sich in diesem Jahrhundert ausbildete, veranlaßt wurde, und die alle philosophischen Methoden beherrschte. Sie vertrug sich freilich am leichtesten mit dem Dualismus des Cartesius; aber sie zeigte sich dennoch ebenfalls in der mathematischen Demonstration des Spinoza, und selbst, wenn Mallebranche die Lehre von der göttlichen Freiheit dem System der spinozistischen Nothwendigkeit gegenüber auszubilden suchte, konnte er dieser Gewalt einer mechanischen Naturansicht nicht entgehen. Vor Allem erschien sie aber hemmend für Leibnitz, wenn er seine philosophischen Ideen entwickeln wollte, und wenn wir seine Versuche, sich klar zu machen, besonders in seinen Streitschriften verfolgen, muß es uns einleuchten, daß seine Lehre nur deswegen in einer prästabilirten Harmonie, die keine lebendige Wechselduchdringung des Freien und Nothwen-

digen erlaubte, erſtarrte, weil ihm eine umfaſſende Anſchauung des organiſchen Lebens fehlte. Man verkennt Kants wahres Verdienſt und den Keim einer höhern Speculation, der ſeine Kritik über ihre eigenen Grenzen herausführen mußte, wenn man den Einfluß überſieht, welchen eine Kritik der äſthetiſchen und teleologiſchen Urtheilskraft dadurch auf die Entwickelung der Speculation ausübte, daß er zuerſt die Begriffe der Schönheit und der innern (organiſchen) Zweckmäßigkeit in die philoſophiſche Schule einführte. Sie hätten, wären ſie den ältern Philoſophen bekannt geweſen, die Schranken ihrer Darſtellungen niedergeriſſen: und was die lebendigere Anſicht der Kunſt und die immer mächtiger werdende, umfaſſende Anſchauung des organiſchen Lebens für die Ausbildung der Philoſophie unſerer Tage geworden, iſt kaum in ſeiner ganzen Bedeutung anerkannt.

Ueber das

Leben des Jordanus Brunus.

(Zur Stiftungsfeier der Akademie am Leibnitztage 1841.)

Beſchäftigt mit einer Darſtellung der Philoſophie des Jordanus Brunus, halte ich eine Ueberſicht deſſen, was man bis jetzt über ſein räthſelhaftes Leben geſchrieben hat, als Einleitung für nothwendig, ehe ich in einer Reihe von Vorträgen die Darſtellung ſelbſt der Akademie übergebe.

Jordanus Brunus zeigt ſich nämlich auf eine ſo auffallende Weiſe als eine höchſt eigenthümliche, in ſich abgeſchloſſene und durchaus urſprüngliche Natur ſeine philoſophiſche Anſicht iſt ſo ganz für die Zeit, in welcher er lebte, ein neuer Anfang aus den Urquellen der Selbſtbetrachtung des Geiſtes entſprungen, daß eine Darſtellung ſeiner geſchichtlichen Erſcheinung zum Verſtändniß ſeiner Schriften durchaus nothwendig ſcheint. Hier begegnen uns aber bedeutende Schwierigkeiten. Was Bayle, Heumann, Jordanus, Brucker, Kindervater, Adelung, nach dieſen Fülleborn,

Buhle, Tennemann, Rixner, Wagner, über ſein Leben geſchrieben haben, ſowohl als die Quellen, welche ſie benutzten, ſoweit ſie mir zugänglich waren, habe ich ſorgfältig mit einander verglichen. Dennoch bleibt Manches ſehr dunkel. Was von den früheren Biographen unſeres Philoſophen überſehen wurde, iſt der Maſſe nach ſehr wenig: aber ſo gering auch dieſe Ausbeute ſcheinen mag, ſo glauben wir doch durch eine ſorgfältige Ueberſicht des Bishergekannten, durch Benutzung einiger bisher theils überſehenen, theils nicht bekannten Verhältniſſe einiges Licht über den Charakter eines Mannes verbreiten zu können, deſſen Schriften bis jetzo nur fragmentariſch bekannt ſind, deſſen perſönliche Eigenthümlichkeit kaum richtig aufgefaßt worden iſt.

In der literäriſchen Welt erſchien Jordanus Brunus als ein bis dahin völlig Unbekannter, Armer, aus ſeinem Vaterland Entwichener, zuerſt 1580 in Genf. Sein Geburtsort iſt uns zwar bekannt; er nennt ſich ſelbſt den Nolaner. Aber von ſeinem früheren Leben haben wir nichts erfahren. Nur ſo viel wiſſen wir, daß er, frühzeitig geiſtig bewegt, in einem Lande, in welchem durch die Erneuerung des Studiums der griechiſchen Sprache die platoniſche und

alexandriniſche Schule ſchon hundert Jahre früher das philoſophiſche Studium belebte, in welchem in ſeiner Nähe, ja, in der Zeit ſeiner Jugend, Patritius, Tileſius und Campanella den Kampf gegen Ariſtoteles begannen, von der gährenden geiſtigen Richtung ſeiner Zeit ergriffen worden war. Sein Kampf gegen die Ariſtoteliker fing ohne allen Zweifel ſehr frühe an; denn er erſchien bei ſeinem erſten Auftreten als ein ſehr gewandter und vielſeitig gerüſteter Gegner derſelben. Aber die Art, wie er dieſe, ja den Ariſtoteles ſelbſt angriff, wich entſchieden ab von der allgemein herrſchenden; ſie war in einer durchaus lebendigen Auffaſſung des Alls begründet, die, wenn auch nicht vielſeitig dialektiſch ausgebildet, dennoch geeignet war, einen ganz neuen Standpunct der Philoſophie wenigſtens anzuregen, der eben ſeiner Eigenthümlichkeit wegen den Gleichzeitigen unverſtändlich blieb. Daher verband er ſich nie, weder mit den früheren, noch mit den gleichzeitigen Gegnern des Ariſtoteles, und er griff ſowohl Patritius, wie Ramus an. Man darf wohl vorausſetzen, daß ein Theil der ſpäter erſchienenen Schriften ſchon in Italien und vor ſeiner Entweichung ausgearbeitet war. Il Candelajo, jenes übermüthige Schauſpiel, in welchem er mit grellen Zügen dem Pedantismus ſeines Zeitalters den Krieg erklärt, war ohne allen Zweifel ein Product

der tiefen Erbitterung während ſeiner drückenden Lage in Italien. Es gehörte zu den erſten Schriften, die er nach ſeiner Entweichung drucken ließ. Die rohe Genialität, die aber durchaus geſund erſcheint, ſo wie die derbe Kühnheit, zwar bezeichnend für Bruno ſein ganzes Leben hindurch, tritt dennoch in dieſem Drama beſonders hervor, und deutet augenſcheinlich auf einen jugendlichen Verfaſſer. Alle neuere Bearbeiter des Lebens des Jordanus Brunus, beſonders Rixner und Wagner, haben ſorgfältig die Stellen ſeiner philoſophiſchen Schriften und Gedichte geſammelt, in welchen er den widerwärtigen geiſtigen Druck, unter welchem er in Italien lebte, darſtellt; ich will ſie nicht wiederholen. Nur ſo viel erlaube man mir hier zu bemerken: Er muß offenbar ſchon vor ſeiner Entweichung innerlich mehrere geiſtige Epochen durchlebt, ja durchkämpft haben. Auch in Italien erkannte man ſeine ausgezeichneten geiſtigen Gaben. Manche veraltete Schulen wollten ſie, durch den Zwang der äußeren Verhältniſſe unterſtützt, für ſich benutzen; jemehr man ihn aber auf dieſe Weiſe zu gewinnen ſuchte, deſto mehr ſträubte ſich die ſelbſtändige Natur gegen allen fremden Einfluß, und es blieb ihm nichts übrig, als die Ketten zu ſprengen. Daß er Dominikaner geweſen iſt, leidet keinen Zweifel, und die Behauptung des Echardus, der es leugnet, iſt gar nicht zu beach-

ten. Sie entsprang offenbar aus der Neigung des Dominikaners, darzuthun, daß ein so gefährlicher Mensch nicht aus seinem Orden hervorgegangen wäre. Wir dürfen ihn also, wie er in Genf erschien, als einen entwichenen Mönch betrachten.

Es entsteht die Frage: wie alt Jordanus Brunus gewesen ist, als er zuerst in Genf erschien? Man hat unwillkürlich die Neigung, in ihm einen jungen Mann zu sehen, einen Mann wenigstens in seinen besten Jahren. Sein Bildnis in der Wirthmannuschen Sammlung in München hat eine lebendige Wahrheit, die sich kaum ableugnen läßt, und seine aus der Tiefe hervorblickenden geistreichen Augen, seine bedeutenden Gesichtzüge, die Kühnheit mit Tiefsinn verbunden, können nicht willkürlich erdacht sein. Ein tiefer zurückgedrängter Schmerz spricht aus diesen Zügen an. Bei aller Verschiedenheit erinnert das Bildnis doch an das bekannte des Spinoza.

Allenthalben wo Jordanus Brunus erschien, erweckte er Theilnahme und große Aufmerksamkeit. Die bedeutendsten Männer in Frankreich, England und Deutschland wurden von ihm heftig angezogen, aber auch, wie es schien, nicht selten wieder zurückgestoßen. Ueber seine Anhänger und Schüler übte er, ohne daß es ihm jemals gelang eine Schule zu bilden, eine große Gewalt, die offenbar, durch äußere Verhältnisse

wenig unterſtützt, rein geiſtiger Art war. Seine Vorträge waren lebhaft, ſeine Gelehrſamkeit erregte Erſtaunen, und ſeine Rede war auf eine bewundernswürdige Weiſe productiv. Wir haben ein Zeugnis, welches, von ſeinen Biographen bis jetzt überſehen, den lebendigen Reichthum ſeiner Vorträge darthut. Es iſt kurz vor ſeiner verhängnisvollen Rückreiſe nach Italien laut geworden. Raphael Eglinus, dem er, in Zürich, die Summa terminorum metaphysicorum — eine ſeiner wichtigſten Schriften — in die Feder dictirte, ſagt in ſeiner Dedication an Friedrich von Salis, von ihm: „Stans pede in uno, quantum calamo consequi possis, simul et dictare et cogitare, tam rapido fuit ingenio et tanta vi mentis.“

Aber obgleich Brunus ſich durch die Wärme ſeiner Phantaſie, durch die Lebendigkeit ſeiner Darſtellung, ja, ſelbſt bis zu dem Augenblick, in welchem er auf eine ebenſo räthſelhafte Weiſe in Italien verſchwand, wie er aus dieſem Lande hervortrat, durch eine jugendlich friſche Perſönlichkeit auszeichnete, ſo haben wir dennoch hinlänglichen Grund anzunehmen, daß er, als er zuerſt in Genf erſchien, keineswegs jung war. In ſeinen erſten, in Paris erſcheinenden Schriften zeigte ſich, auf eine nicht abzuleugnende Weiſe, wie ſehr er das vielumfaſſende geſchichtliche

sowohl, als philosophische Material seines Denkens beherrschte. Die compendiosa architectura, seine erste in Paris 1582 erschienene Schrift, enthält offenbar schon, wenn auch nur angedeutet, seine ganze Philosophie, und setzt bei dem Verfasser die schon ausgebildete Vollendung ihrer Eigenthümlichkeit voraus. Die schnell in London hinter einander erschienenen Schriften enthalten zwar eine vielseitige, nach allen Richtungen gehende Entwickelung seiner Ideen, aber wie er sie schon ausgebildet in sich trug. Spätere Schriften mögen auch wohl Manches enthalte, was die fortdauernden Vorträge der Lullischen Kunst ihm an die Hand gaben, aber diese Erweiterung bezog sich nur auf die für die Zuhörer bestimmte Ausbildung der exoterischen Theile seiner Lehre; die tieferen Elemente seiner Speculation erscheinen durchaus vollendet, eine reife Frucht früherer Jahre. Wenn man nun diese Vollendung voraussetzt, die durchgearbeitete Eigenthümlichkeit, mit welcher er die mannigfaltigen Richtungen der alten griechischen Schulen, so wie der alexandrinischen und scholastischen aufgefaßt hatte, die lebendige Beweglichkeit, mit welcher er jederzeit von einem ihm zur Natur gewordenen Standpunct aus ein jedes Thema behandelte, so muß man wohl annehmen, daß er erst nach einem langjährigen Studium dieses Geschick erworben hat.

Es giebt aber auch einen unmittelbaren Beweis von seinem höheren Alter. In „Spaccia de la bestia trionfante“ kommt ein Gedicht vor, das in dem Zusammenhang, in welchem es in den Dialog eingeführt wird (es wird ein Gedicht des Nolaners genannt), offenbar bestimmt ist, ihn selbst zu schildern. Er preist in diesem den Himmel für das Glück, durch welches es ihm vergönnt ward, kühn und begeistert sich dem Höchsten zu weihen; sein Alter sei dadurch reich geworden. Er sieht ohne Klage, wie die Haare grau werden, das Alter im Gesicht Furchen zieht, die Jugend entflieht. Die Ernte, die er in dem warmen Sommer nicht versäumte, hatte ihm einen reichen Winter geschenkt.

So erschien er, ein völlig eigenthümlich ausgebildeter Philosoph, vielleicht schon einige Jahre über die 50, in Genf. Als er hier ankam, war Calvin schon seit sechzehn Jahren todt. Theodor Beza war 61 Jahre alt. Er hatte die Schrift: de puniendis haereticis schon mehrere Jahre früher ausgegeben. Seine vielfachen Verhandlungen in der Sache der Hugenotten in Frankreich, wie seine Streitigkeiten mit den Lutheranern in Deutschland, hatten die verfolgungssüchtige Strenge seiner Dogmatik gesteigert. Die Reflexion, und zwar die einerseits scharfsinnigste, anderseits philosophisch beschränkteste, herrschte über-

wiegend in der Genfer theologiſchen Schule. Die ganze Religion ging in der Schärfe gewiſſer dogmatiſcher Sätze auf; und von der Annahme eines jeden Satzes hing die Seligkeit ab, mit ihrer Verwerfung war die Verdammnis verbunden. Aber Bruno hatte ohne allen Zweifel eine höchſt unvollſtändige Kunde von den dogmatiſchen Streitigkeiten der proteſtantiſchen Kirche. Seine Speculation, der tiefſten aller Zeiten verwandt, hatte eine Geringſchätzung gegen alle Beſchränktheit erzeugt, die ſich ſchonungslos und derb äußerte. Beza, mehr als die proteſtantiſchen Theologen, mit welchen Brunus ſpäter in Deutſchland in Berührung kam, philoſophiſch ausgebildet, erkannte die gefährliche Richtung der Speculation des Fremdlings, wenn er ſie auch nicht ganz verſtand. Es war nicht möglich, ſich einen größeren Gegenſatz zu denken als denjenigen, der zwiſchen Beza und Brunus ſtattfand, Sie ſtanden gleich ſtrenge, gleich hart und unverſöhnlich ſich gegenüber; an eine Annäherung, eine wechſelſeitige Verſtändigung war durchaus nicht zu denken.

Daß Bruno, nachdem ihm die Flucht über das Gebirge gelungen war, die nächſte bedeutende proteſtantiſche Stadt aufſuchte, war natürlich. Man hat behauptet, es habe ihm Beza den Rath gegeben, Genf zu verlaſſen. Ich habe vergebens eine ſichere Quelle dieſer Nachricht aufgeſucht. Brunus ſelber muß bald

gefunden haben, daß Genf nicht ſicherer war, als ein neapolitaniſches Dominikanerkloſter. Wer ſein Leben außerhalb Italiens überblickt, dem wird es vollkommen klar ſein, daß ein Hauptgrund ſeiner Flucht der war, daß er durch Vorträge und Schriften ſeiner Philoſophie eine Stätte in der Geſchichte bereiten wollte; es war der überſchwellende Geiſt, der laut werden mußte, wenn er ſich nicht in ſich ſelber verzehren ſollte. In Genf konnte er ſich nicht äußern. Hier erſchien keine Schrift von ihm; gewiß hielt er auch hier keine Vorträge. Seine Erſcheinung in Genf 1580 iſt mehr als wahrſcheinlich. 1582 iſt er in Paris. Wo er nun die zwei Jahre zugebracht hat, und wie lange an jedem Orte, bleibt immer zweifelhaft; daß er dieſe Zeit, oder nur einen bedeutenden Theil derſelben in Genf geblieben, iſt höchſt unwahrſcheinlich; er mußte bald entdecken, daß hier weder für die Verkündigung ſeiner Lehre Freiheit, noch für ſeine Perſon Sicherheit zu erwarten war. Doch könnten ſeine beſchränkten äußeren Verhältniſſe ihn vielleicht wider ſeinen Willen einige Zeit feſtgehalten haben. Toulouſe und Lyon werden als Städte genannt, in welchen er ſich aufgehalten habe, ehe er in Paris auftrat. Ueber die Zeit, die er in dieſen Städten zubrachte, verlautet nichts, und Sciopius, der allerdings von ſeinem früheren Leben im Aus-

lande unterrichtet war, ist der einzige, der in dem bekannten Briefe, welcher als eine Hauptquelle für das Leben des Bruno gelten muß, diese Städte nennt. Es steht uns durchaus, nach den Kenntnissen, die wir besitzen, frei, die zwei Jahre willkürlich zwischen Genf, Toulouse, Lyon, ja selbst Paris, zu vertheilen. Bei der Leichtigkeit, mit welcher er sich die Zuneigung und Achtung der Menschen erwarb, ist es nicht unwahrscheinlich, daß Freunde ihm einen stillen, sogar verborgenen Aufenthalt verschafften, in welchem er sich ruhig für seine bevorstehende Thätigkeit an der Pariser Universität vorbereitete, und die letzte Hand anlegte an die bedeutende, schon in Italien entworfene Reihe von Schriften, die schnell hinter einander in London erschienen.

So wenig er seine Ueberzeugung zu verbergen suchte, ja auch nur vermochte, diese vielmehr rücksichtslos, ja mit Härte jederzeit äußerte, so scheint er doch mit italienischer Schlauheit den Boden untersucht zu haben, auf welchem er zuerst in seinem Leben thätig sein wollte. So verschieden Petrus Ramus, der wohl kaum den Namen eines Philosophen im tieferen Sinne verdient, von Brunus war, so hatte er doch in Paris mit seinen Anhängern und auf seine Weise den Kampf gegen die scholastisch-aristotelische Philosophie, wie früher Patritius, Telesius und andere in

Italien, angeregt. Bruno war zwar ein ganz anderer, und wenigstens für die Zukunft gefährlicherer Gegner der herrschenden Schule; aber er war nicht der erste. So durfte er wohl hoffen, Anhänger und einen geschichtlichen Boden für seine Lehre zu finden. Man hat sich daran gewöhnt, ihn als einen abenteuerlich herumirrenden, unstäten Geist zu betrachten, der nirgends Ruhe finden konnte. Je genauer ich mit seinen Schicksalen und mit seinen Schriften bekannt werde, desto ungerechter scheint mir dieser Vorwurf zu sein. Ich sehe, wie er sein ganzes Leben hindurch einem klar erkannten und fest beschlossenen Ziele entgegenging, und dieses nur aufgab, als alle Hoffnungen verschwanden und alle Versuche mißlangen. Bis jetzo können wir in seiner Bewegung durch mehrere Städte bis nach Paris hin nichts anderes wahrnehmen, als ein höchst zweckmäßiges und überlegtes Verfahren, welches grade auf sein Ziel losgeht. Zwar äußerte er unverhohlen seinen Haß gegen jede geistige Beschränktheit, gegen jede Pedanterei und gegen diejenigen geistlosen Philologen, die der bloßen Grammatik eine entscheidende Gewalt über die tiefsten geistigen Aeußerungen einer großen Vorzeit zuschrieben. Aber dennoch ließ er, wie die Stelle in seiner Schrift: de umbris idearum, die auch Buhle (II, 720) hat abdrucken lassen, beweist, die speculativen Momente

der verschiedenen Schulen wenigstens im Anfange gelten. Nur der Unfähige, Geistesarme, wird entschieden abgewiesen, ihm strenges Stillschweigen auferlegt, damit sein ungehöriges Gerede den ruhigen Gang der Untersuchungen nicht störe. Später wird seine Polemik freilich immer heftiger durch den Widerstand und die Nichtachtung, die er fand. Diese Polemik ist zwar derb und rücksichtslos, zeigt aber durchgängig eine so auffallende Aehnlichkeit mit derjenigen, durch welche im Anfange dieses Jahrhunderts sich der tiefere Geist Bahn zu brechen suchte, daß selbst ein bloßer Literator, wenn er mit einiger Aufmerksamkeit die Eigenthümlichkeit seiner Polemik verfolgt, erkennen muß, daß hier zum erstenmal in der Geschichte der neuern Philosophie derselbe Kampf für dieselbe Sache, wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen, stattfand.

So mochte wohl Bruno anfänglich hoffen, in Paris Aufmerksamkeit und Theilnahme für seine Philosophie zu finden. Er irrte sich. Freilich interessirten sich geistreiche Männer für ihn, aber wenige ahneten auch nur, was er wollte. Er war und blieb „Caviar für das Volk."

Ein Geist, der so durchaus aus sich selber hervortretend unter den Uebrigen erschien, von allen Parteien unabhängig, mußte nothwendig von allen Seiten Gegner, ja Feinde erwarten. Die bekannte, von Ade-

lung schon angeführte Stelle des Johannes von Nostitz in seinem: „Artificium Aristotelico-Lullio-Rameum“ beweist, welches Aufsehen Bruno bei seinem ersten Auftreten erregte, welchen stürmischen Beifall er erlangte. Aber eine solche Anregung ist einem Rausche ähnlich, und der aufgeregte Geist, von keiner eigenthümlichen Production unterstützt, sinkt schnell, ja wie aus einem ängstlichen Traum erwacht, zur platten Gewöhnlichkeit zurück. Bruno mochte wohl bald erfahren, wie wenig mit diesem vorübergehenden Beifalle gewonnen war. Was ihn nach London trieb, ist, wie mir scheint, völlig klar, wenn wir nur, was wir bis jetzo mit Sicherheit wissen, gehörig erwägen. Die Reise war, betrachten wir seine Lage und seine Absicht, in der That nothwendig. Wendt hat sich das Verdienst erworben, in einer Anzeige der Wagnerschen Ausgabe der italienischen Schriften des Bruno (Göttingsche gelehrte Anzeigen 134. und 135. Stück. 1830) einige Aufschlüsse über die Reise des Bruno nach London zu geben, oder wenigstens zu erneuern. Die Pariser Orthographie und die Lettern des Drucks in den Schriften des Bruno, als deren Druckort London genannt wird, riefen die Vermuthung hervor, daß diese nicht dort, sondern in Paris gedruckt wären. Die bekannte Schrift: de la causa etc., sollte, wie Wagner mit Buhle glaubt, in Paris gedruckt sein

(der angegebene Druckort Venedig ist offenbar erdichtet). Nun sind aber die Schriften: dell' infinito universo e mondi, und degli heroici furori, so wie auch cabala del cavallo Pegaseo, mit denselben Lettern auf dasselbe Papier gedruckt; sie erschienen aber, während Brunus sich in London aufhielt, und die zwei erst genannten sind an den französischen Gesandten Castelnaux und an Philipp Sidney dedicirt, unter deren Schutz er in London lebte. Die Lösung dieser Verwirrung giebt schon Adelung, indem er auf Ames's und Herberts topograpical antiquities (II, 1065) hinweist. Dieser erzählt: Thomas Vautrollier, ein Franzose, Gelehrter und Drucker, sei während der Regierung der Königin Elisabeth nach England gekommen; er habe seine Presse in Blackfriars errichtet. Mr. T. Baker sagt in einem Brief an Mr. Ames, dieser sei der Drucker des Jordanus Brunus im Jahre 1584 gewesen; er habe deshalb flüchtig werden müssen, habe sich nach Edinburg gewandt, und dort die Schottländer ein besseres Buchdrucken gelehrt. Auch werden in einem Verzeichnisse der Druckschriften des Vautrollier ausdrücklich: cabala del cavallo Pegaseo und degli heroici furori, die den erdichteten Namen des Buchdruckers Antonio Bajo trägt, genannt. Hieraus erklärt sich nun der französische Druck

und die Aehnlichkeit der Holzschnittverzierungen mit denen des H. Stephanus.

Sehen wir nun, wie während des kurzen Aufenthaltes des Bruno in London (er hielt sich nicht über ein Jahr dort auf) seine tiefsinnigsten und am meisten ausgearbeiteten Werke: de la causa — dell infinito — spaccio de la bestia trionfante — nebst anderen, in dieser kurzen Zeit herauskamen, so müssen wir wohl annehmen, daß diese Werke früher höchst wahrscheinlich schon in Italien, ausgearbeitet waren, daß der Druck derselben in Paris Hindernisse fand, und daß der gelehrte Vautrollier, von dem Inhalte dieser Schriften ergriffen, sich entschloß, dem Bruno nach London zu folgen, dort eine Presse zu errichten, um diese Schriften mit anderen drucken zu lassen. Bruno aber ward durch die Unterstützung und Empfehlung des französischen Gesandten in den Stand gesetzt, nach London zu reisen und sich dort aufzuhalten. Die Buchdrucker der damaligen Zeit waren oft Gelehrte, betrachteten ihr Geschäft nicht bloß als ein Handwerk, und druckten, was ihnen vorzüglich der Veröffentlichung werth schien.

Wie gesagt, war eine Hauptabsicht des Bruno, ja gewiß ein vorzüglicher Grund seiner Flucht aus Italien, der Druck seiner Schriften. Er mußte bald die Entdeckung machen, wie wenig fruchtbringend seine

Vorträge waren, wie vorübergehend der Eindruck, den sie machten, und wer sich so entfremdet von seiner Umgebung fühlte, sah sich wohl gezwungen, an die Nachwelt zu appelliren.

Als Jordanus Brunus nach London kam, hatte Elisabeth schon 25 Jahre regiert. (Maria Stuart fast seit 15 Jahren im Gefängniß und ward vier Jahre später hingerichtet.) Die Königin war verehrt und beliebt; in London herrschte Ruhe. Dieses wie die Regierung hatte den Blütepunct seines Ansehens erreicht. Spenser war der allgemein verehrte Dichter, durch Beaumont und Fletcher, Marlow und Green hatten die dramatischen Vorstellungen schon einige Bedeutung erhalten. Shakespeare war 20 Jahre alt, von ihm war noch nicht die Rede. So fingen die Vorzüglicheren der Nation an, sich im großen Sinne zu fassen und zu erheben. Die bedeutendsten Geister waren reif für kühnere Ansichten, und unter diesen glänzte, durch vielseitige Bildung, der geistreiche Philipp Sidney, der Freund und Beschützer des Bruno, wie später des Shakespeare. Mit Enthusiasmus spricht Bruno von seinem Aufenthalt in London. Er ist besonders ein entschiedener Bewunderer der englischen Frauen. Die Größe, die Macht, der Glanz des Reichs reißt ihn hin. Aber, wie zu jeder Zeit in England, traten auch damals die größten Extreme, der kühnsten

geistigen Freiheit und der starren Macht überlieferter Formen, sich gegenüber. Die Universität Oxford, gefesselt durch traditionelle Disciplinen, schloß für Bruno jede Möglichkeit aus, dort Vorträge zu halten. Seine Stellung dieser Universität gegenüber erkennt man schon aus dem an sie gerichteten Schreiben, der explicatio triginta sigillorum beigefügt. Es herrscht in diesem ein heftiger Zorn, der sich nur mühsam hinter den, den Universitäts-Lehrern gemachten Complimenten verbirgt. Auch die heftigen Klagen über Verfolgungen in der Dedication der Schrift dell' infinito deuten auf die Hindernisse, die er fand.

Sein freundschaftliches und günstiges Verhältnis zu Philipp Sidney ward durch Verläumdungen, die uns unbekannt sind, gestört. Es ist wohl möglich, daß sie durch die Bewunderung des sinnlich feurigen und phantasiereichen Italieners für die englischen Frauen veranlaßt wurden. Die Mühe, die er sich in seiner Dedication der Schrift degli heroici an Philipp Sidney giebt, seine Entzückung, durch die übersinnliche Liebe erregt, von der sinnlichen Glut zu unterscheiden; die feierliche Art, mit welcher er bezeugt, daß diese allein ihn beherrsche, scheinen auf etwas der Art zu deuten. Auf jeden Fall war seine Rückkehr nach Paris, nachdem der Druck seiner vorzüglichsten Schrif-

ten beendigt war, sehr natürlich. Seine Absicht konnte nicht sein, hier zu bleiben.

Aber in Frankreich hatte sich während der Zeit manches verändert. Die Verhandlungen zu Blois 1584 hatten den religiösen Streitigkeiten eine für die Hugenotten sehr gefährliche Wendung gegeben, und obgleich Bruno kein Hugenott war, ja wohl nicht ausdrücklich aus der katholischen Kirche ausgeschieden, so konnte er wohl voraussetzen, daß die Aristoteliker, seine Feinde, seine bedenklichen Aeußerungen nicht unbemerkt vorübergehen ließen. Die Ermordung des Ramus mußte ihm warnend vorschweben. Er kam zurück nach Paris in der Absicht, die Universität zu verlassen. Seine Gelehrsamkeit und der alte Grundsatz der Universität, den wissenschaftlichen Streitigkeiten freien Spielraum zu lassen, hatten ihm früher eine Stelle bei der Pariser Universität verschafft, als man seine Ansichten noch nicht genau kannte. Er sah wohl ein, daß die Waffen, mit denen er die aristotelische Philosophie bekämpfe, höchst verschieden waren von denjenigen, welche von Ramus und seinen Anhängern benutzt wurden. Der esoterische Standpunct seiner Speculationen war dem Zeitalter völlig fremd; aber muthig wie er war, wollte er noch vor seiner Abreise den Hauptangriff auf die Aristoteliker wagen, und nur zwei kleine Schriften sind in Paris erschienen:

figuratio aristotelici physici auditus, und die articuli de natura et mundo etc., die von einem Schüler des Jordanus Brunus, Johannes Hennequin, drei Pfingsttage hinter einander in einer öffentlichen Disputation vertheidigt wurden. Nach dieser verließ er Paris.

Sein Entschluß, jetzt Deutschland aufzusuchen, als das einzige Land, welches ihm noch Hoffnung gab, gehört, vielleicht hier und da verstanden zu werden, war durch die Verhältnisse geboten. Die oratio consolatoria, die bei der Veranlassung des Todes des Herzogs Julius von Braunschweig erschien, enthält entschiedene Aeußerungen, die es beweisen, daß nicht allein wissenschaftliche Streitigkeiten, sondern auch die bedenkliche Lage Frankreichs, die eben in dieser Zeit die gefährlichste Wendung nahm, und einen fremden kühnen Denker der größten Gefahr aussetzte, ihn aus diesem Lande trieben. Der Kampf gegen Aristoteles, wie er in Paris auf der Universität ausbrach, ging doch von einer Schule aus, die von Bruno geringgeschätzt wurde, auch dann, wenn sie mit ihm einen gemeinschaftlichen Feind bekämpfte. In Deutschland herrschten zwar auch die religiösen Streitigkeiten, aber sie fanden nicht den gefährlichen politischen Mittelpunct, durch welchen sie in Frankreich so drohend wurden. Das in sich zersplitterte Reich, die Uneinig-

keit selbst, trugen mehr ein inneres geistiges Gepräge. Die dogmatisch-religiösen Streitigkeiten, die mit Heftigkeit, ja mit verdammungssüchtiger Erbitterung geführt wurden, waren, wie sie unter den Protestanten hervorbrachen, so ganz innerhalb der engen Schranken der eigenthümlichen Bestimmung gefesselt, daß man nicht selten den Philosophen einen freien Spielraum ließ, und auf ihre Aeußerungen, selbst auf die kühnsten, wenn sie nur nicht mit den dogmatischen Streitigkeiten in unmittelbare Berührung kamen, wenig zu achten schien. Eine kurze Betrachtung des Lebens unseres Philosophen wird beweisen, daß er in Deutschland eben die Universitäten aufsuchte, auf welchen er hoffen konnte, für seine Lehre Theilnahme, für seine Vorträge Aufmerksamkeit zu finden.

In Marburg ward er abgewiesen. Es ward ihm die Erlaubnis, Vorträge zu halten, versagt; aus hinlänglichen (aber nicht genannten) Gründen. Dieses erfahren wir aus dem durch Wachler bekannt gewordenen Brief. Zwei Jahre hindurch blieb er in Wittenberg, und rühmt in der oratio valedictoria die Aufnahme, die er dort fand. Man glaubt, die Unruhe, das unstäte Wesen, welches ihn nirgends lange ausharren ließ, habe ihn hier weggetrieben, aber wenn man die Lage der Universität zu diesem Zeitpunct erwägt, so findet man in der That Gründe.

genug, die ihn veranlassen konnten, seinen Aufenthalt zu verändern. Die strenge Concordien-Formel war wenige Jahre früher in Wittenberg angenommen; die heftigen und leidenschaftlichen Streitigkeiten gegen die Flaccianer wurden mit der höchsten Erbitterung geführt. Das Lob, welches er der Universität ertheilt: daß sie seine Lehren nicht naserümpfend, wie er sich ausdrückt, mit Spott und Hohn vernahm, ist doch nur das der Duldung. Keine Aeußerung deutet darauf, daß er hier irgend eine lebendige Theilnahme fand. Melanchtons aristotelische Lehrmethode hatte ein entschiedenes Uebergewicht. Die Anhänger des Ramus fanden zwar einige Theilnahme, ja es entstanden dadurch unter den Studirenden Bewegungen, die in den Annalen der Universität verzeichnet sind, sie schlossen aber damit, daß den Ramisten verboten wurde, Vorträge zu halten. Wenn auch Bruno von diesen sehr verschieden war, wenn ihn, wie man aus seiner Abschiedsrede schließen muß, keine Verfolgung traf, so ist doch wohl vorauszusetzen, daß seine Vorträge gar keinen Eindruck machten; man findet durchaus keine Spur von irgend einem Einflusse, den er auf die Universität ausgeübt hat; man weiß keinen einzigen Anhänger zu nennen, den er gewonnen hat.

Er verließ Wittenberg, um nach Prag zu gehen, und seine Biographen haben geglaubt, diese Reise nur

aus seinem unstäten Wesen erklären zu können. Solche Urtheile haben wenig Grund. Seine Vorträge fanden in Wittenberg keine Zuhörer, und der Hauptzweck seines Lebens, nämlich die Herausgabe seiner Schriften, fand ohne allen Zweifel Schwierigkeiten; denn nur exoterische Schriften, die lampas combinatoria logicorum, und eine neue Ausgabe der oben erwähnten, von Hennequin in Paris vertheidigten Streitschrift, kamen hier heraus. In Prag aber residirte Kaiser Rudolf, der Gönner und Beschützer von Tycho-Brahe und Kepler, der selbst mit mancherlei mystischen Dingen beschäftigt war. Auch die in Prag erscheinenden Schriften: de progressu et lampade combinatoria logicorum — de specierum scrutinio — und articuli centum sexaginta adversus mathematicos — gehören zu der exoterischen Art. Hieraus versteht sich, wie mir scheint, das Verhältnis zu seiner Umgebung in dieser Stadt von selbst, welches er sich in der Ferne, und wer weiß durch welche Verlockung getäuscht, günstiger gedacht hat. Die letztgenannte Schrift gegen die Mathematiker ist an Kaiser Rudolf dedicirt, und wie der Inhalt beweist, hoffte er, durch sie den Kaiser für sich zu gewinnen.

Wir haben nur wenige Nachrichten von seinem Aufenthalt in Prag. Er wurde selbst von Vielen bezweifelt. Der Druckort der genannten Schriften im

Jahre 1588 und das Zeugnis des Scioppius hebt diesen Zweifel. Daß aber seine Hoffnung, hier eine Stätte und Muße für seine Studien zu finden, nicht erfüllt wurde, ist klar. Da zog ein Fürst in Deutschland seine Aufmerksamkeit auf sich, und zwar einer der ausgezeichnetsten seiner Zeit, der mit einer geistigen Freiheit wie wenige, die verworrenen inneren wie äußeren, geistigen wie politischen Verhältnisse übersah. Es war Herzog Julius von Braunschweig. In seinem Lande herrschte Friede und religiöse Duldung, wie nirgends; seine für das kleine Land segensreiche Regierung dehnte sich auf alle Verhältnisse aus, und der ausgezeichnete Schutz, den Bruno bei diesem Fürsten fand, beweist, wie umfassend und frei sein Geist war. So lange sein Schutz ihn aufrecht erhielt, war Bruno glücklich; er schien die Stätte gefunden zu haben, die er bisher vergeblich suchte. Dieser Fürst starb, nachdem Bruno wenige Monate in seinem Lande gelebt hatte, und die günstige Stellung verschwand. Zwar war sein Nachfolger Heinrich Julius ein sehr verdienter Fürst; er hatte eine gelehrte Erziehung genossen und besaß, fast als ein Kind, ausgezeichnete Kenntnisse. Man rühmte seine Duldung, und wie er die damaligen dogmatischen Streitigkeiten mehr zu schlichten, als zu entflammen suchte. Wie sein Vater, trennte er sich gewissermaßen von den eifrigen und

leidenschaftlichen Dogmatikern in Wittenberg, und die Concordien-Formel ward nicht in Helmstädt eingeführt. Aber dennoch beherrschte die Dogmatik, wie sie angenommen wurde, auch hier mehr oder weniger die ganze, wenige Jahre früher von Herzog Julius gestiftete Universität. Wenn Bruno einige Zeit auf dieser Universität lehren konnte, ohne gestört zu werden, so war es ohne allen Zweifel, theils weil er nach langer Erfahrung die tiefsten Principien seiner Philosophie aus Vorsicht und weil sie nicht begriffen wurden, verschwieg, theils weil die Philosophen, ihn ignorirten, und die neugierigen Studirenden ihm vielleicht mit Erstaunen zuhörten, wenn sie ihn auch gelegentlich verhöhnten. Ich glaube, diese Verhältnisse annehmen zu dürfen, weil Bruno, so lange er sich in Braunschweig aufhielt und in Helmstädt lehrte, außer seiner oratio consolatoria, nichts drucken ließ. Es war auffallend; denn es läßt sich, wie wir sehen werden, darthun, daß er während dieser Zeit mehrere, und eben für das Verständnis seiner Philosophie äußerst wichtige Schriften ausgearbeitet hat, und weil er, so lange er sich außer Italien aufhielt, niemals ein so lange dauerndes Stillschweigen beobachtet hat. Daß er aber als Docent kein Glück gemacht hat, schließe ich daraus: daß hier keine jener kleinen, die Lullische Kunst erläuternde Darstellungen erschien. Er fand

ſich eingeklemmt zwiſchen ſtarrer Dogmatik und dem damaligen philologiſchen Studium, welches an die Stelle der katholiſch-religiöſen Tradition eine wiſſenſchaftliche ſetzte, die unbedingten Glauben und Annahme forderte, und die eben von Bruno geringgeſchätzt und heftig angegriffen wurde. Wo Caſelius die ganze Univerſität beherrſchte, wo eine Anordnung, ſo alt wie die Fundation der Univerſität, das einſeitigſte Studium der damaligen ariſtoteliſchen Philoſophie befahl und eine jede Abweichung für Ketzerei erklärte, war für Bruno kein günſtiger Platz. Die Theologen griffen ihn an, die ſogenannten Philoſophen konnten nicht geneigt ſein, ihn zu ſchützen, eben ſo wenig mochte das Wohlwollen des entfernten Herzogs ihm als Stütze dienen können. Bruno liebte es, wenn er ſich eine Zeit lang auf Univerſitäten aufgehalten hatte, auf welchen er zwar keine poſitive Ermunterung, wohl aber Duldung fand, bei ſeiner Abreiſe Epiſteln an dieſe zu richten. So kennen wir ein ſolches Schreiben an die Univerſität Oxford — ein dankendes an den Rector der Pariſer Univerſität — ein lobendes an die Wittenberger. Es muß auffallen, daß er nicht ein ähnliches an Helmſtädt richtete. Die Dedicationen der Schriften: de triplici, minimo etc. — und de imaginum signorum et idearum compositione — ſind an den Herzog gerichtet, und beziehen ſich

auf seinen Aufenthalt in Helmstädt. Aber wir haben auch einen unmittelbaren Beweis von den Verfolgungen, die von den Theologen gegen ihn erhoben wurden. In einem Schreiben, durch Henke (die Universität Helmstädt im 16. Jahrhundert. Halle 1833. S. 69) zuerst bekannt gemacht, wendet sich Bruno an den Prorector der Universität. Er beklagt sich in diesem über den Pastor primarius und Superintendenten der Stadt Helmstädt (nach Henke, Boethius), daß dieser ihn öffentlich angegriffen habe, und fordert den Prorector auf, ihn seinem Gegner gegenüber zu stellen, damit auch er gehört werde. Der damalige Prorector war Hoffmann, und seine, wenn auch noch geheime Opposition gegen die Philologen, welche ihn später zur Ermunterung der Anhänger des Ramus, und dadurch zu Streitigkeiten veranlaßte, die ihm sehr nachtheilig wurden, mag Bruno bewogen haben, sich eben an diesen zu wenden. Der Brief, der sich in der Wolfenbüttler Manuscriptensammlung vorfindet, ward zuerst durch Henke abgedruckt, und ist daher bis jetzo von den Biographen Bruno's nicht benutzt worden; er ist deswegen merkwürdig, weil er gleich im Anfange seines Aufenthalts in Helmstädt geschrieben ist, einige Monate nach dem Tode seines eigentlichen Beschützers, des Herzogs Julius. Wer Henke's Schrift liest, und aus dieser den damals

herrſchenden Geiſt der Univerſität kennen lernt, wird ſich eher über ſeine Aufnahme und daß es ihm möglich war, dort 2 Jahre zu bleiben, als über ſeine Entfernung wundern. Als ein vollkommen der Umgebung entfremdeter Geiſt, von der Zeit völlig unbegriffen, in tiefer Einſamkeit mit allem, was ihm das Höchſte war, lediglich ſich ſelbſt überlaſſen, fand er nirgends eine verwandte Stimme, die ihm antwortete. Vergebens ſucht man in der damaligen Zeit irgend einen bedeutenden Mann, der von dem Innerſten ſeiner Speculation heraus ſich ihm anſchloß; ſelbſt die exoteriſche Richtung ſeiner Philoſophie, die Lulliſche Kunſt, machte keinen Eindruck. Wo er hinkam, ſchien ſeine Perſönlichkeit, aber nur dieſe, vorübergehend angeregt zu haben. Die Annalen der Univerſitäten, auf welchen er ſich aufhielt, haben es nicht der Mühe werth gehalten, ſeiner zu erwähnen. Svevus academia Wittenbergensis, eine Schrift, die eben dieſe Zeit behandelt, iſt mir zwar nicht zu Händen gekommen, aber Grohmanns Annalen der Univerſität Wittenberg (Meißen 1801. I, 199) beweiſen hinlänglich, daß er keine andere Quellen fand, wie er von Bruno's Aufenthalt auf dieſer Univerſität ſprach, als die allgemein bekannten ſeiner eigenen Schriften.

Deſto wichtiger mußte es ihm daher ſein, durch Schriften ſeine Philoſophie der Zukunft zu übergeben.

Er schien sich und seine Person, nach zehnjährigem vergeblichen Bemühen, völlig aufgegeben zu haben. In Schriften wollte er sein Dasein aufgehen lassen, und es dann opfern. Es ist seltsam, daß dieser Umstand, der so nahe liegt, allen seinen Biographen entgangen ist. Er scheint mir ein Licht in das wunderbare Dunkel seines Lebens zu werfen.

Offenbar fand der Druck seiner esoterischen Schriften in Paris Schwierigkeiten. Ein Buchdrucker entfloh mit ihm nach England; kaum aber waren mehrere seiner bedeutendsten Schriften dort erschienen, als der Buchdrucker nach Schottland entfliehen mußte und Bruno England verließ. Ein ähnlicher Grund bewog ihn ohne allen Zweifel, Wittenberg zu verlassen und nach Prag zu gehen, aber hier fand er sich getäuscht. Sein Aufenthalt in Prag muß sehr kurz gewesen sein. — 1588 war er noch in Wittenberg. Seine oratio consolatoria ist den achten März 1589, fünf Monate nach seiner Ankunft in Braunschweig, gedruckt; daß aber dem Drucke seiner Schriften in Helmstädt Hindernisse entgegentraten, können wir mit Sicherheit voraussetzen. Er ging von hier nach Frankfurt am Main, offenbar weil dort ein, wenn auch unbekanntes Verhältnis ihm den Druck seiner Schriften erlaubte. In dieser Stadt erschienen rasch hinter einander die drei wichtigen Schriften: de monade,

numero et figura — de immenso et inumerabilibus — de triplici, minimo et mensura. — Bruno, ohne allen Zweifel verfolgt, mußte plötzlich Frankfurt verlaſſen. Der Verleger ſetzte den Druck des Werkes fort. Er hatte, was er wollte, vollendet. So ſind keine ſeiner wichtigſten Werke in Univerſitäts-Städten erſchienen. Die italieniſchen in London, die lateiniſchen — metriſchen in Frankfurt.

Vier Jahre hindurch verſchwindet jede Nachricht von ſeinem Aufenthalt; er hat ſich ohne allen Zweifel verbergen müſſen. 1594 erſcheint er vorübergehend in Zürich. Eine Schrift, die für das Verſtändnis ſeiner Philoſophie wichtig iſt: summa terminorum metaphysicorum — dictirte er lebendig, wie ſie ihm vorſchwebte, dem oben genannten Eglinus in die Feder; und von Zürich aus ging er nach Padua ſeinem Schickſal entgegen.

Ich habe die Schrift des Antonio Riccoboni: de gymnasio Patavino 1598, die auch mit dieſem Jahre endigt, ſorgfältig durchgeſehen. Sie enthält die ausführlichſten Berichte über alle Ereigniſſe auf der Univerſität. Unruhen der Studenten werden, wie philoſophiſche und theologiſche Kämpfe, mit Breite erzählt, ja beſonders in den letzten Jahren alle vortragenden Docenten genannt: Bruno nicht. Man ſucht vergebens in der ganzen Schrift ſeinen Namen; und

dennoch ward er eben im Jahre 1598 der Inquiſition zu Venedig überliefert. — Hatte er etwa den Entſchluß gefaßt, in ſtiller Einſamkeit ſein übriges Leben unbemerkt zu bleiben? Sind während der Zeit Schriften von ihm ausgearbeitet und durch die Inquiſition vernichtet? Wir wiſſen es nicht. Seine Schriften ſind ohne allen Zweifel, ſelbſt die gedruckten, unterdrückt, und daher ſo ſelten. Er citirt mehrere unbekannte. Ob ſie gar nicht gedruckt wurden, oder, obgleich gedruckt, durch die beſchränkte Verfolgungsſucht vernichtet ſind, bleibt ungewiß. Offenbar war ihm ſein Leben gleichgültig geworden, er gab ſein äußeres Daſein auf, weil er für das innere keine Stätte fand; jung war er ohne allen Zweifel nicht mehr, vielleicht tief in die ſechzig.

Seine Perſönlichkeit hatte allenthalben, wo er hinkam, Theilnahme erregt. Eigentliches Intereſſe für die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes fand er auf keiner Univerſität. Nach dem durch ſeinen Biographen bekannt gewordenen Zeugnis des Johann von Noſtiz, riß er zwar, wenigſtens in Paris, ſeine Zuhörer hin, aber er gewann ſie nicht. Auch theilte er ihnen das Eſoteriſche ſeiner Lehre nicht mit. Wir können dies mit einiger Gewißheit behaupten; denn die Dialogen-Form, wie die dichteriſche, ſchließt jede Beziehung auf einen öffentlichen Vortrag aus. Seine Gönner, die

eine Ahnung von der Tiefe und Kühnheit ſeines Geiſtes hatten, waren nicht Gelehrte; es waren gebildete, geiſtreiche Staatsmänner, wie der franzöſiſche Geſandte Caſtelnaux, wie der Engländer Philipp Sidney, wie die Herzöge von Braunſchweig.

So einſam war ſein Daſein, daß über ſeinen grauenhaften Tod, über ſeine lebendige Verbrennung (1600) in Rom, nur ein Zeugnis exiſtirt, und zwar von ſeinem ärgſten Feinde, der wahrſcheinlich zu ſeiner Auslieferung an die Inquiſition beigetragen hat, dem Scioppius. Dieſer, von proteſtantiſchen Eltern geboren, ward grade damals Katholik. Die Feinde, die Bruno verfolgten, waren gewiß nicht religiöſer. Der geiſtloſe, rachſüchtige, launenhafte Scioppius, Scaligers Feind, mußte ſich vorzugsweiſe durch die heftigen Angriffe auf geiſtloſe Pedanterei getroffen fühlen, obgleich er wahrſcheinlich dem Bruno wohl unbekannt war: er mußte ſich an vielen Stellen der Brunonischen Schriften, in dem Marſurio der Candelaja, im Polymnius des Geſprächs de la causa, geſchildert finden. Seine Rache hatte ſorgfältig dem Leben des Bruno nachgeſpürt. Er mag als ein böſer Dämon ihn in ſeinen letzten Tagen verfolgt, ſeinen Aufenthalt in Padua entdeckt haben. Es iſt bekannt, daß er genöthigt wurde, das Andenken des Märtyrers zu verherrlichen. Nachdem er in dem be-

kannten Schreiben seinem lieblosen Haß auf die empörendste Weise freien Lauf ließ, zwang ihn — den Unwilligen — die Gewalt der Wahrheit, folgende Aeußerung zu verewigen: Bruno sagte, als man ihn zum Scheiterhaufen führte: „majori forsitan cum timore sententiam in me dicitis, quam ego accipiam.“

Es ist seltsam, wie stille und unbemerkt Bruno verbrannt wurde. Erst 20 bis 30 Jahre nach seiner Verbrennung ward er Gegenstand kaum der Theilnahme, vielmehr der müßigen literarischen Neugierde. Es war der Brief des Scioppius an Konrad Rittershausen, wie dieser zum erstenmal gedruckt in einer Schrift: Macchiavellizatio etc. in Deutschland mit dem fingirten Druckort Saragossa erschien, durch welchen zuerst die Neugierde erregt wurde. Ich will Bekanntes nicht wiederholen. Auf Carteſius, wie auf Leibnitz hat Bruno großen Einfluß ausgeübt. Die Monadologie des Letzteren ist in Bruno's Schriften: de monade — und de triplici, minimo etc. — zu erkennen. Wie er in der neueren Zeit durch Jacobi die Aufmerksamkeit auf sich zog, ist hinlänglich bekannt. Zwei philosophische Dialoge sind, obgleich nur auszugsweise und etwas flüchtig, von Rixner übersetzt. Einzelne Aeußerungen aus anderen Schriften aphoristisch. Die meisten seiner Werke sind durch Wagner und Gfrörer wieder, von den vielen Druckfeh-

lern geſäubert, abgedruckt, und dadurch zugänglicher gemacht. Freilich die wichtigſten lateiniſchen fehlen bis jetzo; dieſe ſind noch nie Gegenſtand eines ernſten Studiums geweſen. Selbſt unſre erſten Philoſophen kennen viele ſeiner Werke nur aus der ungenügenden Darſtellung des Buhle. Aber am Stiftungstage der Akademie, am Gedächtnistage des großen Leibnitz, ziemt es ſich wohl, das Andenken an das tragiſche Schickſal des Mannes zu erneuern, der mehr als irgend ein Philoſoph des 17. Jahrhunderts Leibnitzens Vorgänger genannt zu werden verdient.

Ueber die

Einwirkung des Chriſtenthums

auf

die nordiſche Mythologie.

(Zwei Vorleſungen in der Akademie 1842.)

I.

Meine Abſicht iſt, den Einfluß des Chriſtenthums oder, beſtimmter ausgedrückt, die Momente deſſelben, welche auf die ſpätere Ausbildung der ſkandinaviſchen Mythen eingewirkt haben können, zum Gegenſtand einer eigenen Unterſuchung zu machen. Zwar iſt dieſer Gegenſtand hier und da berührt, aber, ſo viel mir bekannt iſt, nur vorübergehend und fragmentariſch. Ich darf nicht behaupten, daß dieſe Unterſuchung zu entſchiedenen Reſultaten führt, dennoch aber möchte ſie einige Geſichtspunkte herbeiführen, die, weiter verfolgt und geprüft, von einigem Nutzen ſein könnten.

Der eigentliche Text dieſer kleinen Arbeit iſt der bekannte Schluß der Völuspà. Von dieſem habe ich eine vorläufige Ueberſetzung gewagt.

Und Sie ſieht ſteigen
Zum zweiten Male
Land aus dem Meere
Trefflich grünend.

Die Fluten fallen,
Fliegt der Aar darüber,
Der auf dem Gebirge
Nach Fiſchen jagt.

Aſen ſich finden
Auf dem Idafelde,
Erinnern ſich dort
Alter Sagen:

Von Moldthinur,
Von großen Thaten,
Von Fimbulthyrs
Geheimen Runen.
Sie dann werden
Wunderbare
Goldene Tafeln
Im Graſe finden,
Ihr eigenes Gut
Aus uralter Zeit. —

Ohne Saatkorn
Felder gedeihen,
Alles Böſe verſchwindet,
Baldur kömmt wieder,
Weilt mit Haudur
In Hropts Sieges-Wohnung. —
Wißt ihr noch ſonſt was? —

Da kann Hänir
Eigenthum kieſen; —

Und beider Brüder
Kinder wohnen
Im weiten Vindheim. —
Weiß ich noch ſonſt was? —

Saal ſeh' ich ſtehen
Die Sonn' überſtrahlend,
Golden das Dach,
Im hohen Gimle:
Da ſollen treue
Menſchen wohnen,
Zu allen Zeiten
Glück genießen.

Der Gewaltige kömmt
Zum Rathe der Götter
Von oben herab,
Der Allbezwinger,
Sein Richterſpruch gilt,
Streitende ſchweigen,
Frieden gebeut er,
Der ewig dauert.

Dann kömmt der dunkle
Drache geflogen,
Unten glänzende Natter,
Aus dunkeln Thälern,
Trägt unterm Fittig,
Das Geſtöd' überfliegend,
Nidhauggr, Leichen —
Und ſie verſinkt.

Ich habe in dieser Uebersetzung Einiges anders genommen als gewöhnlich. In der Ursprache liest man zuerst, wo von Haudurs und Baldurs Wohnung die Rede ist:

„vited their enn eda hvad?“

Später, wo von der Wohnung der beiden Brüder Hänirs im weiten Vindheim gesprochen wird, heißt es:

„vit eg enn eda hvad.“

Die letzte Lesart, eben hier, wie sie in der ersten Ausgabe der Völuspa *) vorkömmt, ist vielleicht mehr, als ein bloßer Irrthum eines Abschreibers.

„Wißt ihr noch sonst was?“ fragt die Völuspa wiederholt; hier dagegen sagt sie, „weiß ich noch sonst was?“ Diese Frage bildet nun eben den Uebergang zu der Verkündigung eines friedlichen, religiösen, reinen Daseins. Den goldbedeckten Saal sieht sie offen, in welchem der Herr der Götter und Menschen Streit schlichtend und ewigen Frieden gebietend erscheint. Wenn die Furcht vor dem Fremdartigen, welches sich der Weissagerin unwillkürlich aufdrängt, hier aus ihr sprechen sollte? wenn diese göttliche Gestalt der Völva

*) Von Resenius 1665. Die neuesten Ausgaben, von Rask (1818) und Finn Magnusen (1828) lesen diese mehrmals wiederkehrende Zeile immer gleich, ohne hier einmal die Lesart bei Resenius zu bemerken. Sie bedarf freilich erst einer Berichtigung: veit.

Untergang drohte? dieſe ihr ſelber unerwartete Weiſſagung ihre letzte wäre, ſo daß ſie, als der helle, göttliche Tag hervortritt, ſelbſt verſtummen muß? Würde uns dann nicht das vermeintliche Dunkel in dem Schluß der Völuſpa erklärlich? Obgleich man faſt allgemein ſo lieſt, wie hier geſetzt iſt:

„Und ſie verſinkt"

ſo wird doch von Einigen geleſen er ſtatt ſie, und in der erſten Ausgabe ſteht „han" *). In dieſem letzten Falle wird angenommen, daß es der unten gleißende Leichen ſchleppende Drache ſei, der verſinkt, in dem erſten Falle hingegen, daß die weiſſagende Völva ſelber verſchwindet. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß beide Vorſtellungsweiſen gewiſſermaßen richtig ſind, obgleich „ſie" die beſſere Lesart ſein mag; daß die Weiſſagerin mit dem Drachen zugleich verſinkt, und ſo die Weißagung und die letzte zwiſchen Gutem und Böſem ſchwankende dunkel nächtliche Seite der nordiſchen Mythologie ſchließt. Eine ſolche Vereinigung der Thatſache ſelbſt mit ihrer Verkündigung durch die Weiſſagerin, darf, denke ich, wohl in einem

*) bei Reſenius; dagegen bei Raſk und Finn Magnuſen hon (ſie), welcher letzte auch jene Lesart anführt, und beide auf ähnliche Weiſe erklärt.

Gedichte wie Wöluſpa angenommen werden. Spricht ſich nicht hier die Verwandtſchaft der mythiſchen Weiſſagung mit dem verhaßten Seid, der weiblichen Weisheit mit der finſteren Zauberei aus?

Ich erinnere hier an Snäfrid, die Tochter des fiuniſchen Zauberers Svaſe, die den Harald Haarfager durch ihre Schönheit bezauberte, ſo daß er lange Zeit hindurch ſein Regiment vergaß, und als ſie ſtarb, ſich Jahre lang nicht von ihrer Leiche, die fortdauernd friſch und ſchön blieb, trennen konnte. Erſt als man ihn überredete, der Leiche ein anderes Lager zu bereiten, zerbarſt ſie bei der Berührung, Würmer, Kröten und mancherlei Unthiere krochen aus dem Leibe hervor, und dieſer zerfiel in Aſche. *)

Ich werde ſpäter noch Einiges, ich geſtehe nur Unvollſtändiges, über den Inhalt der Wöluſpa zu ſagen wagen. Dieſes glaubte ich zur vorläufigen Erläuterung des Textes nicht überflüſſig.

Auf eine Eigenthümlichkeit der ſkandinaviſchen Mythologie müſſen wir, ehe wir weiter gehen, aufmerkſam machen. Sie allein unter allen Mythologien

*) Heimskringla S. 25.

erhielt sich fast tausendjährig der immer mächtiger werdenden Ausbildung des Christenthums gegenüber. Sie hat sich nicht nur erhalten, sondern auch ohne allen Zweifel in dieser langen Zeit, wenigstens nach dem hohen Norden zu, entwickelt und ausgebildet neben einer rein geschichtlichen Zeit in Europa; sie lebt noch immer in der Erinnerung der Skandinavier, während diese mit der Cultur der verwandten Stämme gleichen Schritt halten. Die Griechen haben seit vielen Jahrhunderten dieser Verbindung mit ihrer Jugendblüte entsagt, ihnen ist ihre Mythologie fremd geworden, wie den übrigen Völkern Europas; sie ist ein Gegenstand der Reflexion, der Forschung, nicht ein Theil des Lebens. Daß die nordische Mythologie in ihren ersten Elementen ein gemeinschaftliches Gut mannigfaltiger Stämme war, daß sie aus der ursprünglich östlichen Heimat mit ihren Göttern und Sagen in Europa einwanderte, gegen Süden wie gegen Norden sich ausbreitete, ist jetzt allgemein bekannt und über jeden Streit erhaben. Aber diejenigen Stämme, die sich kühn der sinkenden römischen Herrschaft, zu deren Vernichtung sie berufen waren, entgegenstürzten, unterlagen, äußerlich zwar Sieger, dennoch innerlich der geschichtlichen Macht des Christenthums. Die zerstreuten Glieder der alten, unter den germanischen Völkern zurückgedrängten Mythen zu sammeln, die Reste

derſelben in der Lebensweiſe, in den Rechtsverhältniſſen, vor Allem in der uralten germaniſchen Sprache zu erkennen, hat eine neue ſtrenge Wiſſenſchaft begründet.

Zuerſt wollen wir die Stämme des gothiſchen Volks, die vor allen die alten Mythen rein erhielten, und ſelbſt, nachdem ſie ihre religiöſe Bedeutung verloren hatten, in der Erinnerung noch feſthielten, auf ihrer Wanderung nach Norden verfolgen. Wir ſetzen dabei nicht allein die allgemeine Stammverwandtſchaft mit den übrigen gothiſch-germaniſchen Stämmen voraus, ſondern nehmen auch an, was wir als bewieſen betrachten, daß die auf der ſkandinaviſchen Halbinſel ſich ausbreitenden Gothen in ihrem neuen hochnördlichen Wohnſitze, und zwar von einem Zeitalter an, welches ſich wenigſtens im Norden gar nicht geſchichtlich beſtimmen läßt, immerwährend mit den übrigen, ſüdlichen in Berührung blieben. Nach Svithiod einwandernde Aſen, die ihren erſten Hauptſitz bei Upſala nahmen, brachten die nordiſche Mythologie mit ſich, und dieſe Gegend bildete, ſo lange die Odins-Lehre herrſchend blieb, fortdauernd den heiligen Mittelpunkt der nordiſchen Religion. Geijer hat es höchſt wahrſcheinlich gemacht, daß die früheren Einwohner Schwe-

dens Vorgothen waren, die mit den eingewanderten Äsen theils in einem feindlichen, theils in einem freundlichen Verhältnisse standen. Ob nun diese nordische Götterlehre durch die Skioldungen gleichzeitig oder vielleicht früher in Seeland sich ausbildete, ist nicht zu bestimmen. Aus den ganz in die mythische Zeit sich verlierenden Ueberlieferungen sucht Grundtvig darzuthun, daß drei verschiedene in der skandinavischen Vorzeit sich bildende Dynastien entstanden, alle drei von göttlichem Ursprunge. Die Skioldungen bildeten, wie er darthut, die Dynastie in Seeland, die Skilfinger die in Schweden zurückbleibende, die allmälig über die frühern gothischen Einwohner die Oberhand gewannen, so daß diese, obgleich unter mancherlei Kämpfen, die Jahrhunderte lang dauerten, die Odinsche Lehre annahmen. Die dritte Dynastie, deren Anfang sich zwar auch in eine mythische Zeit verliert, ist die jüngste unter allen und entsteht durch die Auswanderung des Olaf Trätelge nach Wärmeland, als Ivar Vidfadme Schweden eroberte. Diese dritte Dynastie breitete sich in Norwegen aus; es war die der Ynglinger, und diese jüngste der mythischen Dynastien ist diejenige, die sich am vollständigsten durch die isländischen Sagen, vorzüglich aber durch Snorre Sturleson's Heimskringla, wenn auch erst von Halfdan Svarte, Harald Haarfagers Vater an, geschichtlich ver-

folgen läßt. Das Verhältnis dieſer neuen Dynaſtie zu den früheren Einwohnern liegt im Dunkeln, und der erſt im vierzehnten Jahrhundert entſtandene Verſuch in Island, durch eine verworrene Erfindung, halb erklärend, nach der damals herrſchenden Art, durch Perſonificationen von Monaten und Jahreszeiten; halb erdichtend durch Mythen, die keine ſonſtige Begründung finden; dann wieder durch Fictionen unwahrſcheinlicher Kriege und Eroberungen, — über dieſe Zeit irgend etwas zu berichten, wie wir ſie aus „Fundin Noregur" kennen, hat dieſes Dunkel nur noch vermehrt, und durch die Anwendung, die neuere Geſchichtſchreiber bis auf Suhm davon machten, eine große Verwirrung in der früheſten Geſchichte Norwegens hervorgerufen. Es iſt das Verdienſt des Biſchofs Müller vorzüglich, durch Kritik dieſen Einfluß einer werthloſen Sage, wahrſcheinlich, wie wir ſie kennen, im 14. Jahrhundert zuſammen getragen, nachgewieſen zu haben. Indeſſen hat ſchon Olaſſen ihre Unzuverläſſigkeit erkannt.

Von Wärmeland aus ſehen wir die Ynglinger durch mehrere Generationen in Norwegen eindringen und als Könige nord- und ſüdweſtlich vom Wenerſee in Raumarige und Vingulmark kleine Reiche begründen. Unter dieſen hoben ſich allmälig die Stammväter von Harald-Haarfager hervor, der bekanntlich ſich alle

kleine Könige in Norwegen unterwarf, und in der letzten Hälfte des neunten und in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ganz Norwegen beherrschte. Er hatte seinen Hauptsitz in Nidaros errichtet und so entstand, wie früher in Leire auf Seeland und in Upsalä in Schweden, so in Nidaros in Norwegen eine dritte Hauptstadt von religiöser, wie königlicher Bedeutung. Die Gewalt der Skiöldungen vereinigte sich durch Gorm den Alten, die der Skilfinger durch Erik Edmundson, die der Ynglinger in Nidaros zuletzt durch Harald Haarfager.

Was die nach dem hohen Norden auswandernden Gothen besonders auszeichnet, ist die Macht freier Persönlichkeit. Ein jeder einigermaßen bedeutende Hausvater wollte Herr in seinem Kreise sein. So bildete sich der Odel (Adel) der Bauern. Der mächtige Bauer, sowie der Kreis seiner Herrschaft sich erweiterte, galt für einen König. Daher entstanden keine Dörfer, sondern eben im hohen Norden, vorzüglich in Norwegen, lauter abgesonderte Ansiedlungen, nicht feste Burgen wie in den germanischen Ländern; die reine persönliche Tapferkeit sollte allein die Selbständigkeit beschützen. In der religiösen Ansicht findet man diese Gesinnung scharf ausgeprägt. Die kühnsten Häupter mächtiger Familien suchten daher sich der Herrschaft der mächtigen Dynastie zu Nidaros zu entziehen.

Allerdings war der Widerstand auch im Innern des Landes oft heftig, doch gelang es den Königen, von Harald Haarfager an bis tief in das Christenthum hinein, hier leichter ruhige Unterwerfung zu finden, als an den Küsten. Die mächtigen Häupter der Küsten bildeten fortdauernd die heftigsten Streiter gegen die allgemeine königliche Gewalt.

So weit wir die Thaten der nordischen Gothen verfolgen können, waren sie kühne Seefahrer; die kühnsten ohne allen Zweifel, welche die Geschichte kennt. Wo sie an den Küsten erschienen, in den germanischen wie in den skandinavischen Ländern, vertrauten sie sich zuversichtlich dem Meere an. Von Carausius an, in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts, treten die ersten nordischen Vikinger in der Geschichte hervor. Sie werden sächsische genannt, ob mit nördlichen verbunden, wie später die skandinavischen mit südlichen, läßt sich freilich nicht geschichtlich nachweisen, doch ist es nicht unwahrscheinlich und die Vermuthung nicht widerlegt dadurch, daß sie Sachsen genannt wurden. Die Römer kannten natürlich keine andere Heimat dieser kühnen Seeräuber als die nächste. Ohne allen Zweifel hörten diese Vikingszüge nach Britannien seit der Zeit nie auf. Und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir in den dürftigen Nachrichten, während des Zeitalters der römischen Herrschaft und bis die

angelsächsischen Staaten sich vollständiger ausbildeten, auch bedeutende Einfälle nicht erwähnt finden. Gehört doch selbst der Anfang der angelsächsischen Invasion in diese Epoche.

So bildete sich eine immer mächtigere Meeresherrschaft; bis zum Untergange nordischer Mythologie entwickelte sie sich immer gewaltiger. In der Mitte des großartigen Meerreichs fand die nordische Mythologie ihre letzte Stätte, ohne allen Zweifel auch ihre letzte Entwickelung, und als die Gewalt der Beherrscher des Meeres, die Blütezeit der Vikinger verschwand, zogen sich auch die Mythen aus dem Leben zurück und retteten sich in die Dichtkunst.

Allerdings bestanden die Vikinger aus vielen Völkern, in der neuern Zeit oft genug genannt, so daß eine Wiederholung derselben überflüssig scheint. Die schwedischen Geschichtsforscher wie die dänischen haben sich Mühe gegeben, den bedeutenden Antheil ihrer Vorväter an dieser merkwürdigen Meeresherrschaft darzuthun; und auch die Deutschen haben ihre Rechte billiger Weise in Anspruch genommen.

Uns ist es aber wichtig, dasjenige Volk kennen zu lernen, welches vorzugsweise als der besondere Stamm der nördlichen Vikinger betrachtet werden kann, das Volk zugleich, welches allein die Quelle aller unserer mythologischen Kenntnisse erhielt. Es war bei

den neueſten Forſchungen wichtiger, die Verwandtſchaft deſſelben mit den übrigen nördlich gothiſchen und germaniſchen Stämmen nachzuweiſen, als dieſen Stamm geſondert von den übrigen zu betrachten.

Allerdings iſt es unläugbar, daß die Oſtſee, in Zeiten, deren Anfang ſich in die früheſten Jahrhunderte, ja vielleicht in das Jahrhundert vor Chriſti Geburt verliert, von Gothen bewohnt, als Urſitz der Vikingerzüge betrachtet werden kann; daß Schweden, die däniſchen Inſeln, die jütiſche Weſtküſte, Holſtein bis nach Holland herunter, ſeit undenklichen Zeiten kühne Vikinger erzeugten, die ſchon zu Diocletians Zeit durch ihr Geſchick, ihren Muth und ihre Fertigkeit ſich auszeichneten. Aber eben ſo entſchieden iſt es, daß die größere Kühnheit, ſowie die entſchiedene Herrſchaft über ein Weltmeer ſich immer mehr ausbildete, je nördlicher die Völker wohnten.

Norwegen iſt durchaus ein Küſtenland. Lindesnäs liegt unter 58°, Nordkap unter 71° 10′; die Länge der Küſte, Grönland und Nordamerika gegenüber, beträgt 13° 10′. Legte man Nordkap an die Mündung der Elbe, dann würde Lindesnäs unter 38° 20′ zu liegen kommen, d. h. tief bis in das ſüdliche Spanien hineinreichen, bis zur Parallele der Azoren. Dieſe lange Küſte iſt von tiefen Meerbuſen durchſchnitten, mit einem felſigen Archipelag umgeben, und

bietet Fahrzeugen, wie die der Vikinger, eine unsägliche Menge sicherer Hafenplätze dar, die sehr oft so versteckt liegen, daß eine große Anzahl den nahen Insel- und Küstenbewohnern unbemerkt blieb. Bekanntlich waren die Schiffe der Vikinger nach beiden Enden spitz zulaufend, und gewöhnlich mit irgend einem Zierat, einem Menschenkopf, einer Thiergestalt, oft mit einem Drachen versehen; sie hatten Masten, wurden aber gewöhnlich gerudert; in der Mitte war ein Zelt errichtet, unter welchem die Häupter sich aufhielten; die Menge der Ruderbänke deutete die größere oder geringere Stärke der Fahrzeuge an. Die Bauart der Schiffe war so, daß sie mit beiden Enden gleich bequem sich vorwärts bewegen und landen konnten. Obgleich die nördlichen Vikinger nun ohne Zweifel eine große Menge kleiner und wenig tief gehender Fahrzeuge hatten, die sie vorzüglich benutzten, wenn sie tief in seichte Flüsse hineindringen wollten, so ist es doch vollkommen unzulässig, mit Lappenberg anzunehmen, daß ihre Flotten nur aus solchen bestanden hätten. Gewiß besaßen sie Fahrzeuge, die mehrere hundert Männer aufnehmen konnten. Der kurze Wurm (Ormen hiin korte) ein Schiff, welches freilich durch seine Größe auffiel, von Olaf Tryggvason erbeutet, als Thorer Hjort in Halogaland fiel, hatte 30 Ruderbänke. Der lange Wurm (Ormen hiin lange),

Olaf Tryggvaſons größtes Schiff in der berühmten Schlacht bei Svolder hatte 34 Ruderbänke, alſo 68 Ruderer. Das kräftige Rudern, durch welches ſie die beſchloſſene Richtung der Fahrt, ſelbſt in den heftigſten Stürmen, zu behaupten wußten, war eine, vielleicht unter keinem Volke der Welt in gleicher Stärke ausgebildete Fertigkeit. Sie verſtanden es, die Ruder vollkommen gleichförmig zu bewegen, ſo daß dieſe aus dem Waſſer gehoben mit der oberen Fläche eine Ebene bildeten, und es war ein berühmtes Geſchick einiger Häupter, auf dieſen Rudern außerhalb des Schiffes zu gehen, zu ſpringen, ja zu tanzen, indem ſie zugleich Speere warfen. Die große Stärke der Ruderer erhielt die Ebene unverrückt. Beſonders zeichnete ſich Olaf Tryggvaſon dadurch aus. Die jüngeren Brüder der Könige in ganz Skandinavien, ſelbſt wenn die Länder unter ihnen getheilt waren, gingen häufig auf Vikingszüge aus; oft wechſelten zwei Brüder, der eine blieb als Regent im Lande, während der andre kämpfend und plündernd in Vikingszügen herumfuhr. Es gab aber auch viele, die keinen Fuß breit Landes beſaßen, ihre Männer als Unterthanen betrachteten und Seekönige genannt wurden. Es war ihr Stolz, wie Snorre ſich ausdrückt, jahrelang nicht auf der häuslichen Bank zu ruhen, oder unter ruſſigem Dache zu ſchlafen. Wenn dieſe Aeußerung auch eine Hyper-

bel enthält, so drückt sie doch auf eine entschiedene Weise die Eigenthümlichkeit dieser Seefahrer aus.

In den norwegischen Küstenländern lebten die kühnsten Jarle, die bis tief in die christliche Zeit herein eine große Unabhängigkeit und selbst eine gefährlich drohende Stellung den mächtigen Königen gegenüber behaupteten. So besonders Erling Skialgsson und Skialg Erlingson unter Olaf dem Heiligen; später der Erling auf Rogaland; ebenso unter Olaf dem Heiligen die Arne-Söhne auf Möre. Zwar die bedeutendsten Häupter suchten einen Vereinigungspunkt auf Island, aber selbst in den nördlichsten Gegenden der norwegischen Küste, in Halogaland, in dem gegenwärtigen Nordland, vom 66° — 70° nördlicher Breite, bildete sich eine Wohnstätte nicht zu unterwerfender Häuptlinge, und es war nicht bloß der harte Sinn der Thrönder, der die Oberkönige von Norwegen zwang, ihre Hauptmacht in Nidaros zusammenzuhalten, sondern auch die drohende Gewalt der Einwohner von Halogaland. Hier lebte Thorer Hjort unter Olaf Tryggvason, dessen Opposition nur mit seinem Tode in dem Kampfe aufhörte. Hier der kühne Asbjörn Selsbani, der fortwährend Olaf dem Heiligen in der Blüte seiner Macht zu trotzen wagte. Hier Harek von Thjotö und Thorer Hund auf Biarkö, die viel dazu beitrugen, den genannten Olaf aus dem

Lande zu treiben und zu entſetzen, in der berühmten Schlacht von Stikleſtad ſeine Hauptgegner, ja Mörder waren.

Auf der Weſtküſte von Norwegen entſtanden die Vereine der Seekönige, die ſich nicht unterwerfen wollten, und die als Vikinge wiederkehrend das eigne Vaterland verheerten. Nach Harald Haarfagers Tode, als ſein jüngſter in England erzogener Sohn Hakon der Gute das Land beherrſchte, flohen ſeine älteren Brüder, Gunhilds Söhne, nach England, trieben ſich aber auch als Vikinger in den nördlichen Meeren herum, und kehrten oft verheerend nach den norwegiſchen Küſten zurück. Was die afrikaniſchen Wüſten den vertriebenen Herrſchern von Nordafrika ſind, das war das ganze Weltmeer den verjagten oder unzufriedenen Königen und Häuptern. Die eigentliche Geſchichte der Orkneys (Seehund-Inſeln) fängt mit Harald Haarfager an; die Orkneyinga-Saga, im Ganzen mit der Geſchichte der Orkneys, wie ſie ſich bei Snorre vorfindet, übereinſtimmend, beginnt mit dieſem Könige. Bis dahin waren, ſagt der letztere, die Orkneys ein Zufluchtsort der Vikinger. Die Färöer und Island traten unter ſeiner Regierung zuerſt geſchichtlich hervor, und ſo ward der Grund gelegt zu jenem großartigen Meeresreiche, welches, im neunten Jahrhundert anfangend, ſich bis in das dreizehnte erhielt; faſt

vier Jahrhunderte hindurch ein eigenthümliches, gewaltiges Reich, das erste und einzige seiner Art. In seiner Blütezeit war es durch feste Küsten begrenzt, wie andere Reiche durch das Meer; diese Grenzen waren gegen Osten die westliche Küste von Norwegen, gegen Süden die nördlichen Küsten von Schottland und Irland, gegen Westen und Südwesten Nordamerika bis auf den 42°, gegen Nord-Osten Grönland, gegen Norden das Eismeer. Allerdings waren die Färöer und die Orkneys scheinbar unter norwegischer Herrschaft: aber die ganze norwegische Geschichte beweist, wie wenig diese Herrschaft zu bedeuten hatte. Auf den Färöern tödteten die Einwohner unter Olaf dem Heiligen wiederholt die Gesandten, die hinüber geschickt wurden, die Steuern zu erheben. Eben so erhielten sich die Orkneys und Shetland-Inseln in großer Unabhängigkeit. Zwar nahmen Thorfinn Jarl und Brusi ihre Zuflucht zu Olaf dem Heiligen, damit dieser ihre Streitigkeiten schlichten sollte, aber seine Dazwischenkunft war ohne allen Einfluß, und auf den entfernten Inseln galt die norwegische Herrschaft nichts.

Dieses große Meer ward von den herumstreifenden Nordländern bewohnt, die Schiffe bildeten die beweglichen Häuser, als Ruhestatt dienten die zerstreuten Inseln. Die Bewohner des nördlichen Weltmeeres

waren die Norweger; ihre berühmteſten Häuptlinge rechneten ihre Abkunft von den Ynglingern. Die Färöer, wie Island, die Shetland-Inſeln (Hjaltland) und die Orkneys waren von Norwegern bewohnt. Dieſer Verbindung der Isländer mit den norwegiſchen Familien verdanken wir die Erhaltung der Mythen, ſowie die der älteſten nordiſchen Geſchichte. Norwegiſche Familien waren in den ſpäteren Vikingszügen die Anführer; Rolf, der Eroberer von Bretagne, der Stammvater von Englands Königen, entzog ſich durch Vikingszüge der Gewalt des mächtigen Harald Haarfager. Wie das nordiſche Weltmeer, ſo waren auch beſonders die Inſeln nördlich von Schottland und zwiſchen Schottland und Irland: Shetland, die Orkneys und die Hebriden (die Suther-öer) als eine zweite Heimat der Norweger zu betrachten. Die Verbindung der ſkandinaviſchen Stämme unter einander und mit den germaniſchen iſt ein Gegenſtand vielſeitiger und genauer Unterſuchungen geweſen, und das Dunkel, welches noch über dieſem Gegenſtande ruht, vermag ich nicht zu zerſtreuen, nichts Neues zu den ſchon gefundenen Ergebniſſen hinzuzufügen. Für meine gegenwärtige Abſicht iſt die Verbindung der Norweger mit Schottland und Irland aber vorzüglich wichtig. Daß Dänen, Schweden, Frieſen, Angeln u ſ. w. mit den Norwegern verbunden waren, iſt frei-

lich gewiß, aber eben so entschieden ist es, daß die Norweger das herrschende Volk bildeten. Sie waren die Besitzer der genannten Inseln, nicht selten die Sieger und in kürzerer oder längerer Zeit die Besitzer bedeutender Theile des nördlichen Schottlands. Betrachten wir (Island ausgenommen), die Inseln des westlichen Weltmeeres, so finden wir, daß die alten nordischen Namen derselben (wir dürfen sie wohl die norwegischen nennen) sich fast alle in ihrer englischen Verstümmelung erkennen lassen. Auf den „Färöyjar" (Schaafinseln) haben alle Inseln noch immer ihre alten Namen behalten; die Sprache ist dort fast unverändert die alte; kein Land besitzt noch in unseren Tagen so viele Sagen, in welchen man die alten isländischen (nur durch mündliche Ueberlieferungenerhalten) wieder erkennt, und mit diesen den Beweis der unverwüstlichen Fortdauer solcher Traditionen. Die Benennung Hjaltland (Shetland) ist zwar schon von den Isländern gebraucht, obgleich Meginland (jetzo Mainland), als die größte Insel, zugleich benutzt wurde, die ganze Gruppe zu bezeichnen. Jali der Isländer heißt jetzo Yell — Haffkogsöy, Hascosea — Fädaröy Fetlar — Aumstr, Unst — Hvalsöy, Whalsey — Breidöy, Bressa — Mösöy, Mousa u. s. w. Von den Orkneys gilt dasselbe: Rossöy, jetzt Pomona mit dem Bischofsitz — Kyrkjuvagr, jetzt Kirkwall mit dem

Jarlsitz — Orfjara, auch Forsiara, jetzt Orphir — Grimsöy, Gremsea — Haöy, Hoy — Kalföy, Cava — Färöy, jetzt Fara — Flatöy, jetzt Flota u. s. w. Man nannte 25 bewohnte Inseln, die sämmtlich mehr oder weniger ihre alten norwegischen Namen behalten haben. Es ist allgemein bekannt, wenn auch nur durch einige Walter Scottsche Romane, daß die norwegische Sprache auf den Orkneys wie auf den Shetlandsinseln sich noch in der der Inselbewohner erkennen läßt. Bis zum Jahr 1468 waren die Orkneys mit Norwegen verbunden; in diesem Jahre wurden sie als Ersatz für eine Summe von 50,000, die Shetlands-Inseln für 8000 rheinische Gulden (der Brautschatz der dänischen Prinzessin Margaretha) an Johann den dritten von dem dänischen Könige Christian dem ersten verpfändet und später nie wieder eingelöst; obgleich Christian der dritte im Jahre 1549 eine eigene Steuer ausschrieb, um sie einzulösen.

Die jetzo mit dem alten Namen Hebriden bezeichnete Inselgruppe bildete die Suther-Oeer (die Südinseln) — Liödhus heißt jetzo Levis — Ivist Uvist — Skid jetzt Skye — Raunöyjar jetzt Raassoy — Myll jetzt Mull — Tyrvist jetzt Tyrve — Gutöy jetzt Gigha u. s. w. Die Hebriden blieben bis 1266, als Magnus Lagabäter sie gegen eine Summe von 4000 M. Sterling und eine Abgabe von 100 M. jährlich abtrat,

eine norwegiſche Beſitzung. Dieſe Abgabe erhielt ſich, bis Chriſtian der erſte, als er die Orkneys abgab, auch ſie fallen ließ. Alle dieſe weſtlichen Inſeln beſtanden aus drei Bisthümern, das Färö'ſche, das orkney'ſche und das von Man (nach dem alten Namen Mona) und die Süderöer wurden von Gälen bewohnt. Man machte eine Zeitlang mit den Hebriden ein kleines Königreich aus, welches Könige hatte, die Vaſallen von den norwegiſchen waren. Der Biſchof auf den Hebriden wohnte auf Iona, auch I-colm-Kill genannt nach dem heiligen Columban. Der isländiſche Name dieſer Inſel war Oyinhelga.

Die erſte Eroberung der Orkneys, Shetlands, der Süderöer und Mans fand durch Harald Haarfager ſtatt, in den Jahren 841 — 43, nachdem er ſich Norwegen unterworfen hatte. Der Grund dieſes Zuges war die gewaltige Verheerung auf den norwegiſchen Küſten durch die Vikinger, die auf dieſen Inſeln ihre Zuflucht ſuchten. Ragnvald Möre-Jarl erhielt Orkney und Hjaltland als Erſatz, weil einer ſeiner Söhne in der Schlacht blieb. Er aber, eine Hauptſtütze des Harald, wollte in ſeiner Nähe bleiben, ſchlug das angebotene Jarlthum, aus und ſein Bruder Sigurd blieb als Jarl zurück. Ragnvald war der Vater Rolfs, des Eroberers der Bretagne.

Wenn nun auch von den genannten Jahren an

erſt die Verbindung zwiſchen Norwegen, Schottland und Irland geſchichtlich bekannt ward, ſo war dieſe dennoch viel älter, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn ſie ganz im Dunkeln blieb. Von England aus konnten wir keine Nachricht über dieſe nördlichen Gegenden erhalten; den Römern waren ſie nur ihrem Daſein nach bekannt; die angelſächſiſchen Geſchichtſchreiber waren zu ſehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beſchäftigt; und, wie die nordiſchen Invaſionen von Ragnar Lodbrok und ſeinen vermeintlichen Abkömmlingen beweiſen, ruht ſelbſt über den früheren Verhältniſſen zwiſchen Skandinavien und den nördlichen angelſächſiſchen Staaten ein Dunkel, welches ſich weder durch angelſächſiſche Nachrichten, noch durch die nordiſchen Sagen anders als mit Hypotheſen einigermaßen aufhellen läßt. Es iſt durchaus nicht unwahrſcheinlich, daß eine uralte, vielleicht bis in die erſten Jahrhunderte hineinreichende Verbindung zwiſchen Norwegen, Schottland und Irland ſtattgefunden hat. Als ihre Geſchichte zu dämmern anfing, war ſie ſchon da. In faſt allen isländiſchen Sagen ſpielt ſie eine bedeutende Rolle, und wenn gleich jene in ihrer Auffaſſung die Begebenheiten näher rücken, ſo blickt doch nicht ſelten ein uraltes Element hindurch. Was wir von dieſer Gemeinſchaft erfahren können, beruht freilich Alles auf isländiſchen Nachrichten. Sie war den

Angelſachſen, wie den Römern, unbekannt, und die Ueberlieferungen der Irländer zeigen ſich hier durchaus unbrauchbar. Da nun die isländiſchen Berichte keiner Controlle unterworfen werden können, ſie ſelbſt aber mehr oder weniger mythiſch ſagenhaft ſind, ſo iſt freilich eine Geſchichte dieſer Gemeinſchaft zwiſchen Norwegen, Schottland und Irland wohl für alle Zeit unmöglich, außer in ſofern die Epoche von Harald Haarfager bis Olaf dem Heiligen in Orkneyinga-Saga und Snorre dargeſtellt wird. Dieſe aber trägt das Gepräge einer großen geſchichtlichen Glaubwürdigkeit.

Unſere bisherige Betrachtung bringt uns nun zu einem Gegenſtande, deſſen große Schwierigkeiten anerkannt ſind. Wir müſſen nämlich beſonders die Einwohner des nördlichen Irlands und Schottlands und ihr Verhältnis zu den Norwegern unterſuchen.

Was ich in dieſer Rückſicht dem O'connor verdanke, wird aus dem Folgenden erhellen, indem wir das Wenige, was wir von den Picten wiſſen, nach ihm zuſammenſtellen.

Er zeigt nun, wie erſt bei Ammianus Marcellinus von den Scoten und Attacotten die Rede iſt. Es war in dem vierten Jahrhundert; und zuerſt wurden ſie genannt in den Jahren 342 — 43; zum zweiten Male im Jahre 360; zum dritten Male von 368 — 69. Die Expedition des Conſtans wider die Sco-

ten und Picten, kurz nach dem Siege über die Franken, fand, nach Libanius in der Rede βασιλικος, im Jahre 342 ſtatt, und ſie wird daher von Urſer mit Recht in das Jahr 343 verlegt. Die Picten des Ammian ſind aber keine anderen als die mit den Hiberniern vereinigten des Eumenius, Die älteſten Einwohner Irlands wurden Scoten genannt, und dieſe Scoten der kaum zu beſtimmenden Vorzeit waren den Römern gegenüber durchaus mit den Hiberniern verſchmolzen. Beide gäliſchen Urſprungs und von den, ſelbſt als Stämme verſchiedenen Picten feindlich getrennt, nur gegen die Römer vereinigt, ſo daß die Geſchichte der Scoten ſchlechthin nur in den iriſchen Annalen zu ſuchen iſt. Eine ſehr alte Einwanderung dieſer gäliſchen Scoten nach Albanien muß angenommen werden, und nach einer Reihe von Jahrhunderten die zweite, die von Ammian erwähnt wird.

Duchesne ſpricht von dieſer letztern. Es war, ſagt er, in den Zeiten des Conſtans, als die Scoten, die ihre Benennung in Irland erhielten, anfingen nach den nördlichen Gegenden von Britannien auszuwandern, ſich deſſelben bemeiſterten und den Grund zum Königreich Schottland legten; wenigſtens lernten die Kaiſer erſt damals ihren Namen kennen, und fühlten die Macht ihrer Waffen. Dieſes muß ein Jeder geſtehen, der mit der iriſchen Geſchichte bekannt iſt und an ver-

ſchiedenen Stellen wird es von Iſidor Oroſius, Beda und Eginhard bezeugt. Soweit Duchesne. Am genaueſten drückt ſich, nach O'connor, Roy aus. Die unwiderſprechlichen Zeugniſſe, ſagt er, ſowohl der römiſchen als britiſchen und ſächſiſchen Schriftſteller berechtigen uns, die kriegeriſchen Angriffe der Hibernier und Picten gegen die Römer zu vereinigen. Es leuchtet ein, nicht bloß aus der ſchottiſchen Geſchichte, ſondern auch aus Beda und aus den authentiſchen Schriftſtellern ein Jahrhundert vor und nach ihm, ſo wie aus den römiſchen, daß Schottland während der römiſchen Herrſchaft aus zwei Reichen beſtand, einem pictiſchen und einem iriſchen. Eumenius beſtätigt, daß vor der Ankunft des Julius Cäſar in Britanien die Einwohner keine anderen Feinde kannten, als die Hibernier und die Picten. Die erſteren wurden von Eumenius Iren, von Ammian Scoten genannt; es wird von keinem dritten Feinde geſprochen.

Die von Roy angeführte Stelle des Eumenius lautet folgendermaßen:

Adhuc natio (britannica) etiam tunc rudis, et solis Britanni Pictis et Hibernis adsueti hostibus, adhuc seminudi, facile romanis armis signisque cesserunt.

Dieſe Völker werden auf verſchiedene Weiſe beſchrieben. Die Iren kommen a Bircia (aus Irland)

aus Weſten; die Picten ab aquilone vom Norden; die erſten breiten ſich von Frith of Forth längs dem öſtlichen Theile von Albanien, die zweiten von Frith of Clyde längs dem weſtlichen Theile aus.

Iſt es nun, wie es ſcheint, entſchieden, daß die Picten und Hibernier einander von Alters her fremd waren, die Scoten aber, wie die letzten, Gälen; ſo kann man entweder annehmen, daß jene die Ureinwohner der Inſel waren, die durch die von den Phöniziern oder Karthaginienſern hergeleiteten Gälen nach den nördlichen Theilen von Irland und von da weiter nach Schottland verdrängt wurden, oder daß die Picten eingewandert ſind. Beides läßt ſich annehmen, und beides kann man wohl ſagen, doch ſchwerlich geſchichtlich begründen, da alle Spuren von Picten, als einem eigenthümlichen Volke, jetzt eben ſeit 1000 Jahren, ſeit 838, verſchwunden ſind. Die irländiſchen, wie die ſchottiſchen Chroniker liebten es, ihre Geſchichte mit Adam anzufangen, theilten ſie in Weltalter, nahmen eine Einwanderung der Picten 1000 Jahre vor Chriſti Geburt an, und ihre Anſichten erſchienen, obgleich von aller möglichen Poeſie ungeſtört, durch eine fabelhafte, dürre Chronologie noch unbrauchbarer, als die nordiſchen phantaſtiſchen Sagen. Dennoch iſt es merkwürdig, daß ſie über die Einwanderung einig ſind. Eine alte Pictenchronik, nach

O'connor aus dem Jahre 1057, ſagt nach der Ueberſetzung des Herausgebers: Postquam venerunt in Hiberniae campos. Die Innisfaleniſchen Annalen, nach dem Codex colbertinus, behaupten daſſelbe. Die ſchottiſchen Chroniker, Fordun ſowohl als Winton, wiederholen es, und es iſt alſo, bei aller ſonſtigen Unbrauchbarkeit der iriſchen Annaliſten, als eine nicht verwerfliche unter den Hiberniern herrſchende Sage zu betrachten; auch Gildas, der im ſechſten Jahrhundert lebte, erwähnt eine ſolche Einwanderung, und ſelbſt Beda nimmt ſie an. Alle Annaliſten ſind darin einig, die Picten erſt in Irland, dann in Schottland erſcheinen zu laſſen. Beda nennt als das Land, aus welchem ſie nach Irland eingewandert waren, Scythien. Dieſe Einwanderung erſcheint nun freilich höchſt räthſelhaft. Daß ſie in Schiffen ſtattgefunden hat, erwähnt Beda ausdrücklich, aber er ſteht allein mit dieſer Behauptung, die freilich nach ihm von Vielen wiederholt wird. So wunderlich nun auch eine Schifffahrt von Scythien nach Irland erſcheinen mag, ſo könnte man doch wohl einen Grund zu dieſer ſeltſamen Behauptung finden, wenn man an die verworrene Vorſtellung der Alten von dem nordöſtlichen Europa ſich erinnert. Ich berufe mich auf Geijer. Jordanes nimmt mit Ptolemäus an, daß Scandia oder Scanzia eine große Inſel im nördlichen Ocean, dem

Ausfluß der Weichſel (Vagi) gegenüber war. Aber dieſe Vorſtellung der alten Geographie wird von ſeiner eigenen ſpätern Beſchreibung, nach welcher Scandia keine Inſel iſt, widerlegt. Gegen Oſten, ſagt er, hat Scandia einen großen See, aus welchem ein Fluß Vagi hervorſtrömt, der ſich gegen Weſten in das germaniſche Meer verliert. Jordanes, der nicht, wie die arabiſchen Geographen, dieſen großen See durch den Dnieper in Verbindung mit dem ſchwarzen Meere ſetzte, läßt ihn vielmehr dem Ocean durch einen uns völlig unkenntlichen Fluß zufließen. Dieſe Vorſtellung iſt aus der alten Geographie geliehen, welche ſie eben ſowohl auf den mäotiſchen See wie auf das kaſpiſche Meer angewandt hat. Dieſes letztere glaubten Viele wieder mit dem Weltmeere zuſammenhangend, wie Pomponius Mela, der von Jordanes citirt wird; und da dieſer ſelbſt das kaſpiſche Meer beſchreibt, als läge es an den äußerſten Grenzen Aſiens und zwar ſo, daß es durch eine ſchmale Oeffnung zuſammenhinge mit dem nordöſtlichen Ocean, ſo ſcheint in ſeiner eigenen unklaren Vorſtellung das kaſpiſche Meer mit dem großen See öſtlich von Skandia zuſammengefloſſen zu ſein, indem dieſer entweder das weiße Meer oder, vielleicht wahrſcheinlicher, der Ladoga geweſen iſt. Daß eine ſolche Verwechſelung wirklich ſtattgefunden hat, daß Skandia mit Scythien

verwechſelt und über das ganze nordöſtliche Europa ausgedehnt wurde, zeigt der anonyme Geograph von Ravenna. „Hinter den Roxolanen, ſagt er, weit in den Ocean hinein, findet man die große alte Inſel Scythia, von Jordanes Scanzia genannt. So hat die von Jordanes zuerſt angedeutete Vorſtellung, daß Skandinavien mit dem nordöſtlichen Europa zuſammenhinge, ein neues Mißverſtändnis erzeugt, indem dadurch die Vorſtellung von einem Scythien, verwechſelt mit dem großeu Svithiod, entſtand. Die alte proſaiſche ſchwediſche Chronik nennt auch das eigentliche Svearike über die wüſteſten Gegenden Tiveden und Kalmorden Scythia, und ſo konnte die Vorſtellung entſtehen bei Jordanes, als wäre Scandia eine officina gentium, vagina nationum, eine turba diversarum gentium.“

Ich habe dieſe Stelle aus Geijer angeführt, weil ſie mir auf eine ſchlagende Weiſe darzuthun ſcheint, wie Beda dazu gebracht werden konnte, die Picten aus Scythien einwandern zu laſſen. Sie kamen, wie wir oben geſehen haben, zuerſt nach Irland, und von den Irländern nach Schottland hingewieſen, weil ihr Land zu ſtark bewohnt war, ließen ſie ſich auf der weſtlichen Seite von Schottland nieder, und breiteten ſich von da gegen Norden über Sutherland und Caithneſs aus. Hier wurden ſie, wie Beda erzählt und

die ſchottiſchen Chroniken wiederholen, von den albaniſchen Scoten, die viel früher als die oben erwähnten ammianiſchen in Schottland eingewandert ſein müſſen, wohl aufgenommen, und da die Picten keine Weiber mit ſich führten, ſo baten ſie ſich dieſe von den Scoten aus. Dieſes ward ihnen unter der Bedingung zugeſtanden, daß, wenn der König ſtürbe, und die Erbſchaft zweifelhaft wäre, den Frauen der Vorzug zugeſtanden würde.

Der erſte König war, nach der Pictenchronik, auf welche O'connor am meiſten Vertrauen ſetzt, Kathluan, der letzte Conſtantinus. Nach dem Ableben dieſes Königs ging das pictiſche Königthum, jener Verabredung gemäß, auf Kenneth über und das erſtere verſchwand, wie auch Beda, nach den zuverläſſigſten Pictenchroniken, annimmt. Zu verſchiedenen Zeiten waren die Picten in Schottland ſehr mächtig und dehnten ihre Herrſchaft bis an das angelſächſiſche Reich, ja bis über deſſen Grenzen aus. Seit 838 verſchwindet ihr Name, wie nach den ſchottiſchen Chroniken ihre Sprache.

Dieſes räthſelhafte Volk, welches in der alten Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielt, hat nun keine Spuren zurückgelaſſen. Die Familien wie die Sprachen ſind verſchwunden. Ueber die Benennung dieſes Volks hat ſich ein Streit erhoben. Aeltere Schrift-

steller haben geglaubt, daß die römische Benennung auf ein farbiges Volk, etwa wie jetzt in Amerika, hindeute. Man wandte dagegen ein, daß die Schottländer sie Pehostys, die Isländer sie Pegten nannten. Dieses beweist, scheint mir, wenig, denn eine solche Benennung konnte aus der Verstümmelung der römischen entstehen, oder es müßte nachgewiesen werden, daß sie älter als die römische wäre. O'connor nun behauptet, daß die Picten in den irischen Annalen Cruitneach heißen. Cruth aber bedeutet Farbe, Cruitneach also wörtlich farbiges Volk (gens colorata), und dieses wurde von den Römern übersetzt. Verhält es sich nun wirklich so, dann werden wir zu einer, der allgemein herrschenden stark entgegengesetzten Ansicht getrieben. Allgemein wird angenommen, daß die Skandinavier blond waren, und daß diese Farbe den hochnördlichen Völkern eigen sei. Nun aber werden die gälischen Britten gerade stark blond genannt und ein irisches Gedicht vom Jahre 1057 nennt sie flavi comati. Rapin in seiner Geschichte von England sagt: „die Britten, wie noch immer die meisten Irländer, sind rothhaarig." Er hielt sich 1688 in Irland auf. Waren also die Picten von anderer Farbe, so müßte man wohl annehmen, daß sie brünett waren.

Die Einwanderung der Picten aus Skandinavien ist mir nun höchst wahrscheinlich, sie hat sich den

nordiſchen Geſchichtſchreibern aufgedrängt; ſie wird von Schöning, Suhm, Finn Magnuſen und neulich von Clement angenommen; ſie ſcheint, wie wir ſpäter ſehen werden, die alte Verbindung der Norweger mit Schottland und Irland zu erklären, ſowie ſie auch manche räthſelhafte Punkte in der dunkeln Geſchichte der Picten aufhellt. Aber eben jene Farbe könnte, wie Viele glauben möchten, ihrer Einwanderung aus Skandinavien entgegenſtehen. Iſt das nun wirklich der Fall? Es verdient eine genauere Unterſuchung.

Daß die blonde Farbe der Menſchen nach Norden zunehme, iſt ein herrſchendes Vorurtheil, Finnen und Lappen ſind keineswegs blond, und ſelbſt von den Schweden und Norwegern kann man es ſo allgemein nicht behaupten. Man findet in Norwegen in allen Ständen ſo viele dunkelfarbige Menſchen, daß man faſt genöthigt wird, neben der blonden Varietät eine dunkle als urſprünglich anzunehmen. Es läßt ſich freilich nicht leugnen, daß die Blonden in allen nördlichen Sagen als die Vorzüglicheren geachtet wurden. Die ſchönen Frauen und die ausgezeichneten Helden derſelben erſcheinen immer von lichter Farbe und mit goldfarbenen Haaren. Wahrſcheinlich iſt es, daß die Aſen und das ſie begleitende Volk blond waren, daß alſo die Blonden die letzten Eingewanderten geweſen ſind. In einigen Sagen iſt von einer Gegend

in Norwegen die Rede, die, zwiſchen Gdtaelv und Glommen, Raumarige genannt wird. Es war diejenige, in welcher die Nachkommen des Ynglings vom Ynglinger-Geſchlecht zuerſt einwanderten. Von dieſer Gegend heißt es in Sögubrot, als Ragnar ſeiner Geſtalt nach beſchrieben wird: „Er war der größte und ſchönſte aller Männer, die man jemals ſah, und war ſeiner Mutter und ihrem Geſchlecht vorzüglich ähnlich; denn es iſt aus alter Ueberlieferung bekannt, daß das Volk, welches Alfen genannt wird, weit ſchöner iſt, als alle übrige Menſchen in den nördlichen Landen. Auch wurde die Gegend Altheim genannt.“*) Daß aber die Alfen Aſen waren, iſt bekannt. Iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die Vorgothen dunkelfarbig geweſen ſind? Und darf man nicht annehmen, daß die Picten Stammverwandte jener vorodinſchen Einwohner Norwegens waren? Dann würde ſich hier ein Gegenſatz bilden, der der allgemein herrſchenden Anſicht gerade entgegen geſetzt wäre. Die aus Karthago über Spanien eingewanderten Gälen wären blond, die aus Norden ſpäter angekommenen Picten dunkelfarbig. Es iſt aus Ritter bekannt, wie tief die blonde Raçe in das Innere von Aſien hineinreicht, und was jetzt unter uns, nach vielfältiger Vermiſchung, als bloße Varietät erſcheint,

*) döckalfar (genii obscuri) — liosalfar (Grimnismal S. 250) — ſvartalfar (ebd.)

hat ohne allen Zweifel urſprünglich wahre ſcharf getrennte Racen gebildet, die ſich ſowohl nach Süd-, wie nach Nordweſten ausbreiteten und in der frühen Zeit ihrer Zerſtreuung, wie alle Racen, unvermiſcht, daher unverändert blieben. Iſt dieſe Annahme richtig, und ſie iſt mir ſehr wahrſcheinlich, ſo würde die helle Farbe der alten Britten eben ſo wenig gegen einen ſüdlichen Urſprung, wie die dunkle der Picten gegen einen nördlichen beweiſen.

Was nun aber dieſe nördliche Einwanderung der Picten betrifft, ſo glaube ich ſie — Alles wohl erwogen — in der That einigermaßen begründet. Nach den alten Sagen blieben, bei der Auswanderung aus Irland nach Schottland, einige derſelben in Irland zurück. Sie werden von O'connor Picti ultonienses genannt, wohnten alſo im nördlichen Irland, ſo wie die ſchottiſchen Picten die weſtlichen Gegenden von Schottland und die nördlichen bis nach Caithness am Pentlandſunde, den Orkneys gegenüber, bewohnten. Nach einer iriſchen Sage waren auch dieſe Inſeln von den Picten beſetzt, ehe ſie in Irland ankamen. Sind dieſe etwa in ſehr früher Zeit von den norwegiſchen Vikingern verdrängt? Erwägen wir nun, daß die Picten von jeher nur die nördlichſten Gegenden von Irland und Schottland einnahmen, die Gegenden, in deren Mitte, auf den Hebriden, die Norweger von je

her sich wie zu Hause fühlten, so ist die Annahme einer ursprünglichen Stammverwandtschaft zwischen beiden sehr wahrscheinlich. Diejenigen neuern Forscher, die annehmen, daß die Picten Gälen waren, welche sich von den Britten nur durch eine wenig abweichende Mundart unterschieden, berufen sich vorzüglich auf das gänzliche Verschwinden ihrer Sprache. Aber dieses Verschwinden konnte in einer doppelten Richtung stattfinden: in einer südlichen, der angelsächsischen, und in einer nördlichen, der isländischen oder norwegischen Sprache. Fordun und Winton melden ausdrücklich, mit einer Art von Erstaunen, daß die Sprache verschwunden sei, so wie die Familien verschwanden. Kaum würden sie dieses geäußert haben, wenn nur von einer Mundart die Rede gewesen wäre, und die strenge Scheidung der Römer deutet, wie mir scheint, auf zwei ganz verschiedene Völker.

Das Zusammenleben der Orkneybewohner mit den Nordschotten ist so innig, daß man kaum eine große Verschiedenheit der Sprache annehmen kann. Allerdings ist in Heimskringla und Orkneyingasaga nur von der Scoten Könige die Rede. Die erste Unterwerfung der Orkneys unter Harald Haarfager, der sie durch einen Jarl regieren ließ, fand wenige Jahr nach dem Absterben des pictischen Königstammes, etwa 842, statt; damals konnte die pictische Sprache

...ß verſchwunden ſein, ſo wie es ja durchaus unzuläſſig iſt, anzunehmen, daß ein ſolches Verſchwinden plötzlich ſtattgefunden habe. Wahrſcheinlich hat die Sprache der Picten in beiden Richtungen, beſonders nachdem die Blütezeit ihrer Gewalt in Schottland verſchwunden war, ſüdlich in die angelſächſiſche Sprache ſich verloren, während ſie nördlich ſich reiner erhielt. Die Picten in Irland (die Ultonienſiſchen) haben ohne allen Zweifel viel früher ihre Eigenthümlichkeit verloren, und es iſt merkwürdig, daß die Isländer hier, wie in Larbälafaga, die iriſche Sprache als eine durchaus ihnen fremde, die einen Dolmetſcher erforderte, erwähnen, während etwas Aehnliches, wo von den Nordſchotten die Rede iſt, nie vorkommt. In den altſchottiſchen Chroniken kommen noch viele isländiſche Worte vor.

Clement, welcher ſich mehrere Jahre lang in Schottland aufhielt, eben in der Abſicht, ſich mit dem Urſprunge, der Eigenthümlichkeit und der Geſchichte der Picten und Scoten zu beſchäftigen, hat als Reſultat dieſer Unterſuchungen vieles Bemerkenswerthe über die Eigenthümlichkeit der Picten mitgetheilt; das Ausführlichere aber verſpricht er in ſeinen noch nicht erſchienenen Reiſen geben zu wollen. Die Schrift von Skene, welcher den keltiſchen Urſprung der Picten annimmt, iſt mir bis jetzt unbekannt geblieben.

Ist nun die nordische Einwanderung der Picten mit dieser die Stammverwandtschaft derselben mit den ältesten Einwohnern der skandinavischen Halbinsel höchst wahrscheinlich, so waren diese letzteren hier schon seit uralten Zeiten wie einheimisch, und vielleicht waren die Norweger wenigstens mit den nördlichen Gegenden von Irland und Schottland genauer noch, als mit Dänemark und Nordgermanien, bekannt. Diese frühzeitige Verbindung, die höchst wahrscheinlich stattgefunden hat, obgleich bis jetzo so wenig hervorgehoben, wird bei der Beurtheilung der Entwickelung der nordischen Mythologie nicht allein durch christliche sondern auch früher durch die druidischen Elemente von Wichtigkeit sein.

So wie nun die alte Berührung mit dem Christenthum gegen Westen hier angedeutet ist, so fand bekanntlich eine andere im äußersten Südosten statt durch die Wäringer nämlich, die in Constantinopel (Mikligard) als berühmte Krieger dienten. Diese Verbindung mit dem östlichen Kaiserthum war wahrscheinlich sehr alt. Zwar sind die Nachrichten, die wir von den Wäringern in isländischen Sagen und bei Snorre finden, nicht so alt, und ihr Dienst im kaiserlichen Heere fand nur nach der Einführung des Christenthums statt. Die Benennung Farangi kömmt bei den Byzantinern erst im 10. Jahrhundert vor,

aber es heißt dann von diesem Volke: es habe von Alters her bei der Leibwache gedient. Schon Procopius (de bello gothico L. 2. c. 15) spricht von Wäringern, die seit langer Zeit vom weit entfernten Norden und Thule kommend, den Kaisern dienten. Auch bei Nestor findet man Aeußerungen, welche die Annahme einer alten Verbindung der Wäringer mit Constantinopel unterstützen.

II.

Die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, konnte nicht darauf gehen, eine Einwirkung christlicher Lehren oder Ansichten auf die nordische Mythologie von außen her nachzuweisen, da eben die Mythologie als solche, als ein lebendig Eigenthümliches betrachtet werden muß, in welches ein ihr so Fremdartiges, wie die christliche Lehre, nicht einzudringen vermag: vielmehr mußte diese anregend und die Eigenthümlichkeit der religiösen Ansicht entwickelnd, ihren Einfluß zeigen. Das Heidenthum der Nordländer mußte in sich absterben, und dieses Absterben mit dem Gipfel

einer innern Entwickelung zusammenfallen. Aber eben hierin liegt nun die große Schwierigkeit unserer Aufgabe. Denn einzelne Notizen haben keine Bedeutung, und es scheint beim ersten Anblick unmöglich, Stufen einer Entwickelung in einer Mythologie aufzuweisen, die eine solche, nach der Art und Weise, wie sie uns überliefert worden ist, gar nicht enthält. Dennoch wagen wir es, drei Epochen dieser Mythologie zu unterscheiden.

Die erste enthält die rohe, ja widerwärtige Kosmogonie der Nordländer. Zwar ist sie nicht verdrängt durch eine spätere, aber sie ist, wo sie in der letzten Epoche durchblickt, auf eine merkwürdige Weise verhüllt und dadurch veredelt; sie blickt als ein Unförmliches, als ein Dunkles hindurch, dessen rohe und gigantisch unzusammenhangende Massen die spätere, reichere und lebendigere Entwickelung wohl zu verdrängen, aber nicht zu überwältigen vermochte.

Diese Stufe, die nächtliche Wurzel der nordischen Mythe, ist in den südlicheren Ländern, in welchen wir nur die zerstreuten Reste der früh verdrängten Mythen zu entdecken vermögen, kaum zu erkennen. Nur im höchsten Norden, wo sie sich in ihrer größeren Reinheit erhielt und sich in dieser darzustellen und weiter zu schreiten vermochte, ist sie, so weit Ueberlieferungen sich verfolgen lassen, und sie sich durch die in den

Berichten manchmal ſichtbar gewordene Auffaſſung von einem chriſtlichen Standpuncte aus, erkennen läßt, zum Vorſchein gekommen.

Wir denken hier an jenen rohen Gegenſatz zwiſchen Muſpelheim, dem Reiche der Hitze, und den nördlichen Eismaſſen gegen Norden in Niffelheim, wo aus dem Streite der Hitze und Kälte der Urrieſe Ymit entſtand; an die Geburt und an die ganze barbariſch-wilde Anſchauung von der erſten Entſtehung der Hrymthurſen aus Ymirs Gliedern, von der Kuh Audumbla, die, den Salzſtein leckend, Bure erzeugte u. ſ. w. Es iſt gar nicht meine Abſicht, dieſe rohen Elemente hier weiter zu verfolgen; nur darauf will ich aufmerkſam machen, daß man in dieſen keineswegs das Eigenthümliche der nordiſchen Mythologie erkennen kann. Aehnliche rohe Auffaſſungsweiſen, wie eine gemeinſchaftliche unorganiſche Grundlage, ſo oder ſo modificirt, findet man bei allen rohen Völkern; es iſt dieſe Grundlage, die eine Vergleichung der nordiſchen Mythe mit den Vorſtellungen der wildeſten Völker auf der ganzen Erde hervorgerufen hat. Eine Vergleichung, die völlig unfruchtbar bleiben muß, wenn man ihre Gränzen nicht erkennt. Sie muß jederzeit als ein Product der Verwilderung der Völker betrachtet werden, und wo ein höheres Moment geiſtiger Entwickelung zurückblieb, wie in den indiſchen und

griechiſchen Mythen, hat alles ſcheinbar Aehnliche dennoch ſchon urſprünglich eine andere und tiefere Bedeutung. Alle ſolche Vorſtellungen ſind roh aus einander gefallene Mythen, die das verwildernde Bewußtſein nicht mehr lebendig zu vereinigen weiß, die nur in ein äußeres Verhältnis zu einander geſetzt, das geiſtige Band urſprünglicher Vereinigung verloren haben. Mit dieſem iſt zugleich die lebendige Vergangenheit, die fruchtbare Zukunft ſolcher Völker verſchwunden. Erſtarrt in einer engen Gegenwart, drängen ſich die Urformen der Natur, wie ſie von dieſer überwältigt ſind, in das Innerſte des gefeſſelten Bewußtſeins hinein. Die regelloſe, alles ordnenden Standpunktes entbehrende Vergleichung der Griechen, Indier, guineiſchen Neger, Nordamerikaner u. ſ. w. mit einander, durch einzelne, den tiefern Sinn kaum täuſchende Aehnlichkeiten, führen zu nichts, und ſind in der That ähnlicher Art, wie das Gerede der Naturforſcher über den Inſtinct der Thiere, wo Mollusken und Inſecten, Vögel und Säugethiere unter einander geworfen werden. Wie man, von dem thieriſchen Inſtinct redend, noch nicht eingeſehen zu haben ſcheint, daß eine comparative thieriſche Pſychologie zuſammenfallen muß mit der ſo lehrreich gewordenen comparativen Phyſiologie, wenn man ein verſtändiges Wort über den thieriſchen Inſtinct ſprechen will: ſo gilt

daſſelbe von jener rohen mythiſchen Grundlage. Die Grade der Verwilderung der Völker drücken ſich in der Totalität ihres Daſeins, in allen Momenten ihres inneren wie äußeren Lebens aus, wie in ihrer Natur; in ihrer Geſtalt, wie in ihrer Lebensweiſe: bis dahin, wo die Vergangenheit erſtarrt, die lebendige Erinnerung verſtummt, mit dieſer die erzeugende Zukunft, und mit ihr die Geſchichte verſchwindet.

Auffallend iſt allerdings die Verwandtſchaft der rohen Vorſtellungen der Odinslehre oder vielmehr der maſſenhaften Spuren derſelben, die in dieſer zurückgeblieben ſind, mit denen benachbarter Völker, die ſelbſt von ganz anderem Urſprunge ſind, mit den Vorſtellungen nämlich der finniſchen und wendiſchen Stämme. Erſt mit Odin fängt die eigentliche Mythe an. Zwar wird die Darſtellung jener rohen Naturanſicht in der proſaiſchen Einleitung der jüngeren Edda ſo eingeführt: es wird erzählt, daß ein mächtiger Mann, Gylfe, den eingewanderten Aſen entgegentrat, nach Walhall wanderte, und von den Aſen eingeladen, durch die Pracht ihrer Wohnungen erſtaunt, ja überwältigt, von dieſen ſich über den Urſprung der Dinge belehren ließ. Dieſer Gylfe iſt nun offenbar ein Vorgothe, nach Geijers Anſicht. Dieſe Erzählung iſt augenſcheinlich eine viel ſpätere Erfindung, ja ſo-

gar eine christliche. Die Asen müssen den Gylfe erst über sich selbst verständigen.

Wir dürfen daher wohl annehmen, daß jene rohe Kosmogonie einem früheren Volke angehörte, bei welchem mit der eingewanderten Odinslehre, die da herrschte, die eigentliche Mythologie anfing. Da hier Alles Vermuthung ist, wenn es äußerlich betrachtet wird, und die Zukunft kaum irgend einen Aufschluß über diese Sache verspricht, so muß eine Erklärung an die Stelle geschichtlicher Forschung treten, und diese liegt nicht sehr fern. Wir nehmen daher an, daß die rohen kosmogonischen Vorstellungen allerdings eben so wie das Volk, dem sie zugehörten, aus Asien gekommen sind. Es waren die religiösen Vorstellungen der Vorgothen, der Jötunen, die eben so wohl wie die Odinslehre, aus Asien einwanderten, aber aus einer nördlich liegenden östlichen Gegend, aus dem unbestimmt gehaltenen Jötunheim. Die ganze Anschauungsweise, jene barbarische Annahme eines Kampfes zwischen Licht und Finsternis als einem Kampf zwischen ungeheuren Eismassen und Feuer, rührt offenbar von einem nördlichen Volke her, von einer verwilderten Race, die sich kaum von den tief Versunkenen, die wir in ihrem wilden Zustande in so vielen Gegenden noch finden, unterscheidet. Die Odinslehre dahingegen ist aus der Urquelle vielleicht aller

Mythologien, aus dem südlichen Indien, nach Norden gekommen. Bedenken wir, wie lange, Jahrhunderte hindurch, heidnischer Aberglaube das Christenthum beherrschte, ja selbst seinen Einfluß auf die Kirche ausübte, so können wir uns nicht darüber wundern, daß frühere Reste eines rohen Zustandes im Norden nicht zu verdrängen waren. Und so ist die nordische Mythologie nicht eine Entwickelung der reinen Odins-lehre, sondern eine Mischung aus früheren barbarischen Vorstellungen und bedeutenderen südlicheren Mythen. Daraus allein erklären wir die seltsame Vermischung so völlig heterogener Anschauungen, das wunderliche Bestehen der wildesten Anschauung neben der zartesten, die einen Jeden, der die nordische Mythologie zuerst kennen lernt, überraschen muß; ja wir können nicht leugnen, daß, als das Christenthum das Verständnis der Mythologie mehr oder weniger trübte, die wilden massenhaften Vorstellungen, besonders in der Darstellung, überhand gewannen, so daß wir in der jüngeren sogenannten Snorra-Edda mehr die Reste einer Jötuns-, als einer Odins-Lehre übrig behielten.

Diese Ansicht, glauben wir, verdient eine genauere Untersuchung, aber auch eine Forschung, die, nach allen Richtungen ausgedehnt, ein Licht werfen wird auf das innerste Wesen der nordischen Mythologie.

Wir können hier die Odinslehre nur in derjenigen Gestalt verfolgen, in welcher sie sich am reinsten darstellt, und diese tritt offenbar, fast als ein Fremdartiges, dem Roheren gegenüber, in der Lehre von Allfädur, von den Nornen, von der Esche Yggdrasill, und besonders von Baldurs Schicksal uns entgegen. In diesen Gestaltungen der Mythe sind alle Momente des Götterlebens und mit diesem des Menschenlebens, in seiner höchsten Bedeutung, an ein allmächtiges, Alles beherrschendes göttliches Wesen geknüpft, dessen unerforschlicher Wille so Götter wie Menschen beherrscht. Im rohesten Gegensatze zu diesen stehen die kosmogonischen wilden Vorstellungen. Grundtvig, der in seiner nordischen Mythologie so manches Geistreiche geäußert hat, macht schon darauf aufmerksam, daß die Lehre von Ymirs Ursprung, von der Kuh Audumbla, von der widerwärtigen Schöpfung aus den Gliedern des Riesen u. s. w., da, wo sie am ausführlichsten vorkömmt, die Entstehung der Hrym-Thursen, dem Vafthrudner in den Mund gelegt wird; und das Gespräch dieses Jötuns mit dem wandernden Odin unter dem Namen Gang-rad stellt offenbar die ganze Götterlehre bis zu Ragnarok von dem Standpunkt eines Jötuns dar, dem die Odinslehre aufgedrungen wurde.

Die Nornen sind weibliche Wesen, keineswegs an Macht mit den männlichen Göttern zu vergleichen; nicht Wesen der That, sie sind schwanger mit Zukunft, und die Momente des embryonischen Lebens werden als Personificationen mythisch dargestellt; die Erzeugung (die Schwängerung) als Ursprung ist Urd; die embryonische Entwickelung (das Tragen) ist Verdandi; die Geburt endlich ist Skuld; jene bedeutsame und drohende Krise, die Alles abschließt. In der Weissagerin (Völva) fließen diese Personificationen als verschiedene Momente eines Wesens zusammen.

Der Baum Yggdrasill verräth durch die herrschende Vegetation in der Mythe seinen ächt orientalischen Ursprung, und die ganze Umgebung, die Richtung der drei Wurzeln, die Würmer, die an diesen nagen, die Thiere, der Adler auf dem Gipfel, die Hirsche, welche die Knospen verzehren, das geschäftige Eichhorn, welches zwischen Gipfel und Wurzel hin und her läuft, Unfriede zwischen den in der Tiefe vergrabenen nagenden Würmern und den Thieren des Gipfels stiftet, und so die Angriffe der Feinde zu schwächen bemüht ist, während die Quelle des göttlichen Ursprungs (Urds Quelle) dem angegriffenen Baum immer neue Kräfte verleiht und Mimirs Haupt, die verborgene Weisheit, aus welcher alles Leben entspringt,

unter einer der Wurzeln als das innere Lebensprincip ruht, den Baum, der durch die feindlichen Angriffe unterzugehen droht, immer von Neuem entstehen läßt, — liefern uns ein tiefes Sinnbild des Lebens in seiner schwankenden Lage und seiner Erhaltung durch unsichtbare göttliche Kräfte. Die Götter versammeln sich unter diesem Baum, und wenn im Allgemeinen zwar anerkannt wird, daß diese secundärer Art sind und keine ursprünglich göttliche Wesen, so erinnere ich mich dennoch nicht, eine Darstellung gelesen zu haben, in welcher die Abhängigkeit der Götter von einer mächtigern Natur eben da, wo sie in ihrem herrlichsten Wohnsitze mächtig erscheinen, nämlich in ihrer Versammlung unter dem Baume, ausgesprochen würde. Die eine der doppelten Richtungen alles Erkennens, diejenige, die auf das sinnliche Leben, und in diesem auf die Menschen gerichtet ist, die eine selbständige Macht der Götter bildet und geistig Alles beherrscht, behält Odin für sich, — sein eigenes schauendes Auge. Aber die andere Richtung des Erkennens, aus welchem das Persönliche entspringt, muß er in die Tiefe versenken, in die Nacht kosmischer Verhältnisse, aus welcher ihm die Weisheit wie ein fremdes Gut, von dem er abhängig ist, zuströmt. Die Raben bringen ihm die Kunde von allen Weltverhältnissen, er besitzt sie nicht ursprünglich; und

Iduns Aepfel erhalten ihn, wie alle ihm verbündete Götter, bei Kraft und Gesundheit. Ob Mimirs Haupt sich verdüstert und seine Orakel unklar werden, ob Hugin und Munin verstummen und keine Kunde mehr bringen, ob Iduns Aepfel, das Verjüngungsmittel der Götter, verloren gehen wird oder nicht, ja ob Urds Quelle beständig fließen wird, den Baum erfrischend, ob sie nicht mit Mimirs Haupt verschwinden wird, daß Yggdrasill, verwelkt und verdorrt, den feindlichen Angriffen preisgegeben, das hängt nicht von den Göttern ab, das ruht in der verborgenen Frucht der Nornen, und das Schicksal der Götter spricht sich zuerst durch die Völva aus.

Dieser Untergang der Götter wirft selbst einen tiefen Schatten in ihr fröhliches Leben hinein, und die Baldurs-Mythe, die ich als bekannt voraussetzen darf, ist ein tragisches Vorspiel des allgemeinen Unterganges.

Wenn wir der Ausbreitung der Odinslehre in ihrem tiefsten, uns geschichtlich durchaus unzugänglichen Ursprunge uns nähern, und sie dann in ihren mannigfaltigen Zweigen, unter den verschiedensten Stämmen wahrnehmen, so ist die Aufgabe, die wir zu lösen haben, wenden wir uns gegen Süden, eine ganz verschiedene von derjenigen, die sich uns im hohen Norden aufdrängt. Dort müssen wir die zer-

ſtreuten Reſte der verſchwundenen Mythen aus ihren dunklen Klängen, ja vorzugsweiſe aus der Macht, die ſie noch in der chriſtlichen Zeit behielt, zu erkennen ſuchen. Hier dahingegen müſſen wir die verſchiedenen Stufen der Entwickelung verfolgen.

Zwei Mythen finden wir, die vorahnend die Vergänglichkeit der Götter und ihren zukünftigen Untergang verkünden: der Raub der Aepfel Idunna's und Baldurs Tod. Nach dem Raube verwelken die Götter, und Baldurs Tod erinnert mahnend an das Uebergewicht einer höhern Gewalt, gegen welche ſie nichts vermögen.

Die Aſa-Lehre ſcheint einen Gegenſatz in ſich ſelber zu verbergen: durch das Verhältnis der Aſen zu den Vanen. Es giebt Anzeigen, die uns vermuthen laſſen, daß die milderen Anſichten und die Spuren eines verſöhnenden Lebens vorzugsweiſe den letztern zugehörten. Beide waren vor der Einwanderuug erſt nach einem Kampfe mit einander vereinigt. Unter den Vanen tritt die Liebe, ihre Befriedigung und ihre Sehnſucht, in ihrer doppelten Geſtali hervor, durch Freyr und Freya. Die männliche und weibliche Geſtalt ſcheinen oft vereinigt, die befriedigte Liebe aber ſtellt ſich in dem Verhältniſſe des Freyr zu Gerda dar, der Liebe Schmerzen in Freya, die ihren entwichenen Geliebten mit goldenen Thränen

beweint. Wahrſcheinlich entſtand erſt im Norden durch die Beimiſchung des Jötun-Glaubens das blutige Menſchenopfer, welches dem Freyr für die Erhaltung eines guten Jahres gebracht wurde. Die Hingebung wird mehr durch die Vanen, die Macht, welche auf ſich ſelbſt vertraut, mehr durch die Aſen dargeſtellt; und ſo bilden ſich zwei Götterwohnungen aus: die eine in dem Abgrunde wurzelnd, den bedenklichen Kampf mit allen Mächten der Natur beſtehend, unter dem Baum Yggdraſill; und die zweite durch Odins Valhall. Hier herrſcht dieſer allein, wo die Valkyrien wohnen, wo die Einherien, die im Kampfe Gefallenen, heimkehren, wo der Kampf ſelbſt ein Spiel wird, die Wände aus Speeren und das Dach aus glänzenden Schilden beſteht; wo die Niederlage ſich in Sieg verkehrt, und der Tod ſelbſt ein Verjüngungsproceß, ein Pulsſchlag eines höhern Lebens wird.

Baldur ſtellt das mahnende Gewiſſen, das Bild der unbefleckten ſittlichen Reinheit dar, wie Loki die nächtliche Seite des Daſeins, die Verlockung, durch welche die Ohnmacht der mächtigen Götter ſichtbar wird. Allerdings iſt deshalb dieſer Loki urſprünglich, aus Hel geboren, das verneinende Princip, das böſe Gewiſſen der Götter, die dunkle Quelle fortdauernder Verlockungen, immer wiederkehrender Selbſttäuſchungen, denen beſonders Thor, nicht der Beherr-

scher des Kampfes, wie Odin, wohl aber der immer rüstige Kämpfer, beständig unterliegt.

Der einäugige Odin führt ein doppeltes Leben, welches niemals zur völligen Einheit in der nordischen Mythologie sich zu erheben vermag. Er blickt mit einem Auge in eine Nacht hinein, die sich nie zu erhellen vermag, und daher bleibt das andere Auge trübe. Deshalb konnte die nordische Götterlehre niemals sich beruhigt finden in einer versöhnenden Gestaltung als Schönheit und Kunst, oder in einem kühnen, Alles durchdringenden Gedanken als Wissenschaft. Ihr ganzes Dasein verhauchte in eine Seligkeit ahnende Sehnsucht, die erst nach dem Untergange der Götter erfüllt werden konnte.

Man hat Loki, den ursprünglich Verbündeten, den Fostbruder Odins, als einen humoristischen Gott betrachtet, und in seinen Verlockungen eine Ironie entdecken wollen. Aber es drückt sich in ihnen in der That, wie Grimm mir richtig geäußert hat, selbst in Aegirs Gastmahl, keineswegs eine Ironie aus, sondern nur die grenzenlose Naivetät eines in allen seinen Richtungen unvermittelten Bewußtseins, dessen unbefangene Selbstgeständnisse uns freilich wunderbar, seltsam, ja nicht selten lächerlich erscheinen müssen, als enthielten sie eine fortdauernde Selbstironie, die aber nur durch den durchdringenden Gedanken ent-

ſtand, den ſie niemals hervorzurufen vermochten. Der Humor der neuern Zeit war dem nordiſchen Götterleben fremd; Alles war ihnen bitterer Ernſt, und ſelbſt wo die kindliche Freude durchblickt, waren ſie völlig unbefangen, ſo daß man recht eigentlich von ihnen ſagen kann: ſie verſtanden keinen Spaß.

Es iſt von großem Intereſſe, wie im Heldenleben der germaniſchen Mythen, ſo auch in der Götterlehre derſelben die Spuren zu entdecken, die vor der Zerſtreuung der Gothen durch ganz Europa, da waren, und darin liegt die Wichtigkeit der von Waiz gemachten Entdeckung, daß Baldur auch den germaniſchen Gothen bekannt war, wie ſie von Grimm umſichtig benutzt und dargeſtellt wird. So einfach dieſe Entdeckung ſcheint, obgleich kaum mehr als der Name vorkömmt, und ein Ereignis, welches im Verhältniſſe zu dem großen Umfange der Götterlehre ein, wir möchten ſagen, legendenhaftes Gepräge trägt: ſo iſt ſie doch von großer Bedeutung; denn Baldur ſtellt, wo er genannt wird, den innern ethiſchen und zugleich epiſchen Mittelpunkt der ganzen Götterlehre dar.

So müſſen wir nun wohl annehmen, daß die nordiſche Mythologie bis auf einen gewiſſen Punkt völlig ausgebildet war, als die Aſen ſie nach Norden brachten. Aber ob nicht hier ein Zwieſpalt eben

durch die Eigenthümlichkeit der nordiſchen Gothen ſich entwickeln mußte, ob nicht Yggdraſill und Valhall eben hier im ſcharfen Gegenſatze ſich trennten, ſo daß die Speere, welche die Wände bildeten, in Valhall wild aus einander fuhren, die Einherien auf immer tödtend, und die Schilde, die das Dach bildeten, herabſtürzten und ſie begruben, während Yggdraſill zitterte und zu ſtürzen drohte, ſo daß die Zuverſicht der eigenen Kraft zerbrach, während anderſeits der tragiſche Untergang wie ein Schwanengeſang ein zukünftiges heiligeres Leben verkündigte, — das verdient wohl eine genauere Unterſuchung.

Die Momente des nordiſchen Lebens, die wir jetzt aus einander ſetzen wollen, entwickelten ſich freilich in Schweden, in Dänemark, unter den Angeln und Frieſen bis in Germanien hinein: aber wir glauben in der früher vorgetragenen einleitenden Betrachtung hinlänglich dargethan zu haben, daß in dem mächtigen Meeresreich und auf ſeinen Inſeln die Stätte der reinſten Entwickelung bis zum Untergange der nordiſchen Mythologie geſucht werden muß. Daher beſchränken wir uns auf dieſes Gebiet und auf die letzte Epoche des Heidenthums, von da an, wo die reine Mythe der Geſchichte zu weichen anfing, vom Jahre 841, als Halfdan Svarte zu herrſchen begann, bis Olafs des Heiligen Tod im Jahre

1030, als das Chriſtenthum in Norwegen das Uebergewicht erhielt, — eine Epoche, die faſt 300 Jahre umfaßt, — und ſuchen die Lebensverhältniſſe in ihrer Beziehung auf das mythiſche Daſein, vorzugsweiſe für dieſe Epoche, darzuſtellen.

Die Norweger waren keinesweges ſpeculativer Natur; ihre Beobachtungen über Natur, Geſchichte, Menſchenleben, waren durchaus praktiſcher Art, Alles ein unmittelbar Gegebenes; und die Weisheitslehren der Nordländer, wie ſie in Volſunga-Saga, und eigenthümlicher noch im Havamal, dem Odin ſelbſt zugeſchrieben, vorkommen, ſind Klugheitslehren, oft den alten perſiſchen ähnlich, gnomiſche Maſſen, die oft ſprichwörtlich ſich erhielten, und unmittelbar aus dem Leben entſtanden, auch in dieſem eine unmittelbare Anwendung fanden. Wir können zwei Richtungen des Lebens wahrnehmen, die gleich bedeutend ſind, und ich will dieſe hier nur andeuten. Sie ſind zwar allgemein menſchlich, ſtellen ſich aber auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe dar. Sie traten im kriegeriſchen und im häuslichen Leben hervor. Das erſtere ward von ihnen ſelbſt hervorgehoben und iſt ſo oft Gegenſtand der Betrachtung geweſen, daß es überflüſſig ſcheint, es hier ausführlich darzuſtellen. Doch giebt es Eigenthümlichkeiten der kriegeriſchen Nordländer, auf welche wir aufmerkſam machen wollen, weil ſie von

Bedeutung ſind. Als die erſte ſchneidende Eigenthümlichkeit eines Norwegers trat die Forderung hervor, ſchlechthin in ſeiner Perſönlichkeit anerkannt zu werden; er unterwarf ſich nie, und ſelbſt, wo er einer ſiegenden Gewalt nachgab, mußten die Friedensbedingungen einen Vertrag bilden, der geſchloſſen wurde, und das Gepräge einer freiwilligen Uebereinkunft trägen. Es lag in dieſer Geſinnung ein Schlechtes wie ein Gutes. Einem Könige, den er freiwillig wählte, blieb er treu bis in den Tod. Die Treue war eine beſtändig wieder erneuerte freiwillige Wahl; den Zwang duldete er nie. Aber eben deswegen ward dieſer Zwang, wenn er äußerlich anerkannt werden mußte, innerlich abgewieſen. Die Huldigung eines aufgedrungenen Herrn war dann nur eine Fortſetzung des Kampfes gegen ihn; eine Kriegsliſt, die erlaubt ſchien; und in einer Reihe von Jahrhunderten, von Harald Haarfagers Tod bis Hakon Hakonſons Regierung, vom ſiebenten bis zum dreizehnten Jahrhundert, gab es vielleicht kein Land, wo man ſo oft Herren wechſelte, wie in Norwegen.

Man erkennt allerdings eine Hingebung, die in ihrer inſtinktartigen Unmittelbarkeit überaus mächtig war, die der Verwandtſchaft. In Volſunga-Saga, wo Brynhild den Sigurd Weisheit lehrt, lieſt man

mit Ueberraſchung, daß gerathen wird, Unrecht zu dulden und keine Rache zu üben: aber dieſe Milde gilt nur den Verwandten. Eben deswegen, weil die Verwandtſchaft ſo inſtinktartig tief war, ward eine jede Beleidigung, welche dieſe traf ſo mächtig, als träfe ſie den Helden ſelbſt. In den Augen der Uebrigen erſchien ein Jeder beſchimpft, der die Rache aufgab. Und dennoch konnte eine Jahre lang genährte Rache plötzlich vernichtet werden aus demſelben Grunde. Wenn der Beleidiger ſich völlig hingab, wenn er waffenlos in die Mitte der Feinde trat, dem beleidigten Häuptling entgegenging, das Haupt in ſeinen Schooß legte und ſich ſo dem Tode preisgab, dann ward er oft aufgehoben, und ein treues Bündnis entſtand aus der unbedingten Hingebung. Eine ſolche beſchimpfte den Helden nicht, denn die größte Gefahr war augenſcheinlich damit verbunden, und der grauſamſte Tod ſo wahrſcheinlich wie das Leben. Der Muth, welcher zu einem ſolchen Entſchluß erforderlich war, erzeugte Achtung, und die unbedingte Anerkennung des Beleidigten vernichtete eine jede frühere That, ſelbſt den Mord. Was hier die einſeitige Hingebung war, das war die gegenſeitige in jenem Freundſchaftsbündniſſe, welches ſo berühmt geworden iſt unter dem Namen Foſtbrüderſchaft.

Dieſe harte Eigenthümlichkeit, unbedingt perſön-

lich anerkannt zu werden, verschmähte selbst den Schein nicht. Als Sigurd Jorsalafari mit seinen Begleitern auf seiner großen Fahrt nach dem Mittelmeere Constantinopel erreichte, wurde er von dem Kaiser glänzend empfangen. Die nie vorher gesehene Pracht der Gebäude umgab ihn, Truppen in glänzender Rüstung waren aufgestellt, die Großen glänzten in den kostbarsten Stoffen, in Gold und Edelsteinen. Sigurd gab seinen Männern Befehl, gerade vor sich hinzusehen, gleichgültig über die Teppiche, die zu ihren Füßen lagen, hinwegzureiten und sich zu gebehrden, als wären Schauspiele der Art ihnen etwas völlig Alltägliches. Solche Züge kommen öfter vor, und diese Gasconaden der Norweger erklären hinlänglich die bis ins Unglaubliche gehenden abenteuerlichen Erzählungen von den Thaten, welche die Skalden von ihren Helden erzählten, wenn sie von ihren Siegen in fernen Ländern zurückkehrten, und bilden ein wesentliches Element in allen isländischen Sagen. Daher auch die Gleichgültigkeit gegen heftige Schmerzen.

Die Persönlichkeit der Norweger ward, je entschiedener sie sich ausbildete, desto härter; sie war eine unbedingte, absolute und eben deswegen unsterblich. Ein jeder Kampf war, je gefährlicher, desto entschiedener eine Bestätigung der Persönlichkeit; der Tod die entschiedenste. So gewiß als die Person eine unver-

gängliche war, so gewiß war auch die Niederlage nur ein vorübergehendes Moment eines mächtigern Lebens. Der Trotz überwand sie; durch diesen richtete sich der gefallene Krieger wieder auf, und Walhall und die ewige Erneuerung der Kämpfe waren ein, man kann sagen, nothwendiges Erzeugnis dieser Gesinnung. Daher gehörten diejenigen, die einer Krankheit unterlagen, den Schatten zu, nur wer kämpfend starb, lebte wirklich auf. Daher die Ansicht, dem Tapfern gehöre die Welt. Wer sich nicht in seiner Persönlichkeit muthig zu behaupten wisse, wäre, glaubten sie, schon hier ein Schatten und habe kein Recht an irgend einem Besitz, weil dieses ein Dasein voraussetze. Wie in den Königssälen diejenigen, die unter die Helden des Königs (in sein hird) aufgenommen sein wollten, oft heftig angegriffen wurden, damit sie sich bewähren konnten, so ward der ganzen bekannten Welt der Krieg erklärt. Sie hatte nur eine wahrhafte Existenz, insofern sie sich zu behaupten wußte. Die Güter gehörten von Rechtswegen dem Sieger. So entstanden die Angriffe der Normannen, und die Macht und die Gewalt dieser Gesinnung hat sich der ganzen Geschichte unvertilgbar eingeprägt. Nie trat das Absolute der persönlichen That so unbedingt hervor, wie damals. Alles Bedingte, sei es durch religiösen Glauben, durch Rechtsverhältnisse, durch kö-

nigliche Gewalt bedingt, mußte unterliegen, und das Schrecken, welches ſich von der nördlichen engliſchen Küſte bis nach Sicilien verbreitete, mahnte einen Jeden daran, daß die bürgerliche Ordnung durch Rechtsverhältniſſe, ja ſelbſt die geheiligte durch die Religion, nie die innere Macht der Perſönlichkeit zurückdrängen und abſtumpfen dürfe.

Daß eine ſolche Einſeitigkeit in eine Krankheit ausartete, verſteht ſich von ſelbſt; ſie war eine ſolche, aber eine geſchichtliche eines ganzen Volkes. Daher ging die Kraft, die ſich ſelbſtändig äußerte, ſo leicht in den Krampf der Berſerker-Wuth über. Daher die Abſcheu erregende Grauſamkeit. Es war eine Krankheit zum Tode, eine nothwendig gewordene geſchichtliche Selbſtvernichtung.

Es iſt bekannt, daß in Norwegen Thor vor allen Göttern verehrt wurde; es lag in dieſer Verehrung, die den Herrſcher des Kampfes zurückdrängte, um nur den Kämpfer als Gott zu ehren, ſchon der Anfang zu einem Abfalle von der alten Odinslehre. Zuerſt erhob ſich Walhall, getrennt von Yggdraſill, aber in dieſer Trennung mußte jenes in ſich ſelbſt zerfallen. Unter allen nordiſchen Helden waren die Vikinger diejenigen, die am entſchiedenſten in einem fortdauernden Kampfe ihr Leben zubrachten. Das Meer war gegen ſie verſchworen, wie die Feinde, die ſie angrif-

fen. Der glückliche Viking verdankte ſich ſelbſt Alles, Thor ward abgewieſen, wie Odin, und der Held, der aus dem Kampfe mit der Natur, wie mit der Geſchichte, als Sieger hervorging, ward ſich ſelbſt ein Gott und erklärte es unverhohlen. Göthe's Prometheus ſtellt den wahren Nordländer am treueſten dar. Eine ſolche Erklärung eines ſiegreichen Helden erregte Bewunderung, keineswegs Abſcheu. Der gläubigſte Odinsdiener war ſich bewußt, daß eine ſolche Geſtaltung als ein Keim in der Tiefe ſeiner Mythe lag, und ſich hier als die reife, wenn gleich herbe Frucht ausbildete. Selbſt Olaf der Heilige, als er ſich zur Schlacht bei Stikleſtad anſchickte, um nach ſeiner Art in heiliger Begeiſterung für das Chriſtenthum zu kämpfen, fand keinen Abſcheu gegen die Räuber Gauka-Thorir und Afrafaſti, ſo wenig wie gegen Arnljot Gellini, die erklärten, daß ſie ſich als Bürger von der Geſellſchaft, als Gothen von den Göttern getrennt hatten und nur ſich anerkannten. Er fühlte vielmehr Bewunderung, und wünſchte ſie für den heiligen Kampf zu gewinnen. Freilich mußten ſie ſich taufen laſſen, aber ihre Erklärung lautete ſo: „Wir wünſchen an deinem Kampfe Theil zu nehmen, den alten Göttern haben wir abgeſagt, jetzo glauben wir an Dich, und wenn Du es wünſcheſt, an den weiſen Chriſt.“

Die häuslichen und ehelichen Verhältniſſe traten auf eine, in einer Rückſicht ſehr bekannte, in andrer weniger bekannte und merkwürdige Weiſe hervor. Die Geburt berechtigte ein Kind nicht zum Daſein, das Leben hing vielmehr von dem völlig unbedingten Entſchluſſe des Vaters ab. Es ward auf die Erde gelegt, dann entweder zum Tode oder Ausſetzen beſtimmt, oder auf Befehl des Vaters aufgehoben und auf ſein Knie geſetzt (knäsat). Daher heißt die Geburtshelferin, welche das Kind auf die Erde ſetzte, die Erdmutter (jord-moder), und bei den Germanen noch, weil ſie es aufhob und dem Vater brachte, die Hebamme. Das einmal aufgehobene Kind aber ward auf entſchiedene Weiſe und ſehr früh in ſeiner Perſönlichkeit anerkannt. Der Knabe ward oft ſchon in ſeinem zehnten bis zwölften Jahre gewiſſermaßen ſelbſtändig. Der Vater duldete ſeinen Trotz. Der Königsſohn trat in dieſem Alter die Regierung an; ältere Männer waren ſeine Rathgeber, aber von eigentlichen Regenten im neuern Sinne war nicht die Rede. Das Mädchen ward zwar oft geraubt; und dieſe gewaltſame That, zumal wenn ſie von Ermordung der Verwandten begleitet war, erregte nicht ſelten das Gefühl der Rache bei den männlichern Frauen, die nach langen Jahren und nachdem in der aufgedrungenen Ehe mehrere Kinder erzeugt waren, den Räuber er

mordeten: oft aber gewann die kühne That das Herz des Mädchens. Im väterlichen Hause aufgewachsen, ward dahingegen dem Mädchen freie Wahl gelassen, und es ist bekannt, wie Ivar Vidfadme's betrügerische List, mit welcher er seine Tochter Aude einem Manne aufdrang, in der Saga mit Abscheu erwähnt wird. Das ganze engere Familienleben, das Verhältnis der Eheleute zu einander, und der Eltern zu den Kindern, war ein freies von frühen Jahren an. Die Frau lebte in großer Selbständigkeit und hatte einen bedeutenden Einfluß. Ich kenne in dieser Rücksicht kein ausgezeichneteres Beispiel, als das bei Snorre vorkommende: als Olaf der Heilige, von seinen Vikingszügen, zu seinem Stiefvater Sigurd Syr, in dessen Hause er erzogen war, zurückkehrte, um seinen Anspruch auf das Reich als Oberkönig geltend zu machen. Es ist eine der lehrreichsten, anziehendsten Schilderungen der Sitten des Volkslebens und von dem Geschichtschreiber mit behaglicher Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt. Asta, Olafs Mutter, tritt entschieden und gebieterisch hervor; und daß es nicht bloß die Mutter des bewunderten Helden war, welche dieses Ansehen genoß, beweisen viele andere Sagen.

Die geheimnisvolle Seite des Lebens entwickelte sich bei den Frauen, sowohl in bösem wie in gutem

Sinne; als Weiſſagung wie als Seid (Magie). Durch Schönheit wie durch Zauberkünſte bezauberten ſie. Die Unmittelbarkeit der Empfindung gab ihnen eine tiefe und gewaltige Macht, welche billig bewundert werden muß. Man vergleiche in dieſer Rückſicht die eddaiſche Volſunga-Saga mit dem germaniſchen Nibelungenlied. Die Schmerzensäußerungen der Brynhild und der Gudrun (der Chriemhild des deutſchen Gedichts) gehören zu den erſchütterndſten und großartigſten, die jemals in der Dichtkunſt laut wurden. Sie riefen durch ihre unwiderſtehliche Naturgewalt das Schickſal hervor, welches ſie als Weiſſagerinnen verkündeten. Die Völva, wenn ſie das zukünftige Schickſal weiſſagte, ward feſtlich empfangen und mit gläubiger Hingebung vernommen. Im beweglichen Meeresreiche bildete ſich der ſcharfe Gegenſatz zwiſchen wildem, rohem Kampf und dem häuslichen Leben, zwiſchen Valhall und Yggdraſill, zugleich zwiſchen Aſen und Vanen aus.

Allerdings war Island ſelbſt — dieſe Inſel, die als letzte Ausbilderin und zugleich als Aufbewahrerin der nordiſchen Mythe erſchien — Schauplatz mancher rohen Kämpfe, aber das ganze Streben des hier verſammelten Volkes ging dahin, ein freundliches Daſein durch Religion, wie durch geordnete Rechtsverhältniſſe herbeizuführen, und durch dieſe die Selbſtändigkeit der Familien zu begründen. Auf der einſamen Inſel horch-

ten ſie auf die mächtigen Kämpfe, welche das ganze damalige geſchichtliche Europa in gewaltige Bewegung ſetzten. Die gefürchteten Helden waren ihre Verwandten, und wenn die Isländer auch ſelbſt weniger Theil nahmen an den Vikingszügen, ſo war doch kaum eine bedeutende Familie, welche nicht Mitſtreiter zu dem furchtbaren Kampfe lieferte. Ueber das weite wildbewegte Meer tönte die Kunde von wilden Kämpfen, die ſich über faſt alle europäiſchen Länder verbreiteten. Hier auf Island vereinigten ſich die gemeinſchaftlichen Sagen aller gothiſch-germaniſchen Stämme, viele gehörten vor uralter Aſazeit den nördlichſten wie den ſüdlichern Völkern zu: ein gemeinſchaftliches Gut aus den früheſten Zeiten. Die Dichtkunſt verband neuere Ereigniſſe mit den älteſten, und ein wunderbar phantaſtiſches Gewebe, nicht mehr an die rohen engen Verhältniſſe des nordiſchen Vaterlandes gefeſſelt, umſpann ein großes, innerlich bewegtes, geſchichtliches Daſein, welches weiſſagend, ahnungsſchwanger Götter, mythiſche Helden in ſeltſame Abenteuer hineingeriſſen, mit den Ereigniſſen der Verwandten verband. Glück und Fluch, Sieg und Niederlage, Rache und Verſöhnung, in dieſem Gewebe verbunden, bildeten ein reiches Ganze, durch welches das Innerſte der Gemüther, wie gewaltſam aufgeriſſen, gezwungen ward, ſich unwillkürlich zu offenbaren. Da ließ ſich die Völva zum

letzten Male hören; das Schicksal eines großen, jetzt aus der umfassenden Geschichte hervortretenden Götterlebens ließ sich vernehmen. Es war der letzte Seufzer der verscheidenden Vergangenheit. Der längst geahnete Untergang der Götter ward laut, und aus der innersten Tiefe der Mythe selber vernahm man die Verkündigung einer reinigenden Verjüngung des Götterlebens. Mit einer absoluten Vernichtung, wenn sie sich uns mächtig aufdrängt, mit Ragnarök, kann kein menschliches Bewußtsein schließen; es liegt mit innerer Nothwendigkeit in der gänzlichen Vernichtung die Verjüngung, in der dunkelsten Nacht der zukünftige Tag.

In der Völuspa waren die wilden Jötun-Träume zurückgedrängt. Wie edel und großartig werden sie hier wiedergegeben:

In der Zeiten Ursprung,
Als noch nichts (Bestimmtes) war,*)
Nicht Sand, nicht See,
Nicht kühle Wellen,
Nirgends Erde,
Nicht hoher Himmel,
Nur tiefer Abgrund,
Und Gras nirgends.

*) Für „nichts" lesen Rask und Finn Magnusen mit den meisten Handschriften „Ymir," aus dessen Riesenleib Bors Söhne die Welt schufen.

Bis Börs Söhne
Die Erde hoben
Dann das herrliche
Midgard ſchufen.
Von Süden Sonne
Den Saal erhellte,
Und aus der Erde
Wuchs das Grün.

Von Süden Sonne,
Des Monds Gefährtin,
Lenkt' mit der Rechten
Die Himmel-Roſſe.
Die Sonne nicht wußte,
Wo Saal ſie hatte,
Die Sterne nicht wußten,
Wo Stätte ſie hatten,
Der Mond nicht wußte,
Wo Stelle er hatte.

Da ſaßen alle Mächte
Auf hohe Stühle,
Hochheilige Götter,
Beriethen darob ſich u. ſ. w.

Mit der goldenen Zeit des Götterlebens fängt die Wöluſpa an; dann kömmt die Eiſenzeit, die Zeit des Zwieſpaltes und des Kampfes, den Untergang vorbereitend. Es iſt merkwürdig, daß das Gold den Keim des Unterganges in ſich enthielt. Zwar wird

die Stelle in Wöluſpa gewöhnlich auf Midgaed, auf die Wohnung der Menſchen bezogen, als wollten die Götter den Golddurſt und die Raubſucht der letztern beſtrafen; aber tiefer muß ſie ohne allen Zweifel aufgefaßt werden. Es wäre unbegreiflich, wie der Fluch, der auf dem Golde ruhte, als Anfang des Unheils in Walhall hervortreten konnte, wenn dieſer Fluch nur den Menſchen traf und das Götterleben nicht berührte. Der völlig reine unſchuldige Beſitz des Goldes, als ein tiefes Geheimnis des Daſeins, in welches man mit kindlicher Zuverſicht hineinblickte, bildet die goldene Zeit des Götterlebens. Und dieſe Zeit erſcheint nach der Verjüngung wieder. Die Habſucht der Helden, die als Einherien den Glanz des Walhall-Lebens ausmachten, mußte ſelbſt das Götterleben verpeſten.

Man kann nicht glauben, daß die Erzählungen die in den Sagen vorkommen und in geſchichtlichen Darſtellungen ſich wiederholen, von den ungeheuren Schätzen, die ſich im hohen Norden zuſammenhäuften, ſehr übertrieben ſind, wenn man die geſchichtlichen Nachrichten von der unglaublich ausgedehnten Ausplünderung der reichſten europäiſchen Länder lieſt, wie ſie bei den ſüdlicheren galliſchen und angelſächſiſchen Geſchichtſchreibern vorkommen; leichtſinnig ward vergeudet, was gewaltſam erworben war, Fluch und

Reue erzeugten ſich wechſelſeitig, und die gebrochenen Eide Thors in der Völuſpa, als der Anfang der Zerſtörung, die mit Ragnarök endete, hängt offenbar zuſammen mit dem Früheren, wo die Habſucht als der Urſprung alles Uebels dargeſtellt wird. Obgleich ich mit anderen Forſchern darin einverſtanden bin, daß hier ein bedeutendes Bruchſtück fehlen muß. Wir finden dieſen Fluch durch einen unheilſchwangern Goldſchmuck der Bisbur-Söhne in der Ynglinga-Saga wieder, und die fröhliche Heldenwelt des ganzen gothiſchen Lebens verklingt mit dem Nibelungenſchatz, wie er aus treuen uralten Erinnerungen in der eddaiſchen Wolſunga-Saga und in dem germaniſchen Nibelungen-Lied eine unheilvolle Rolle ſpielt.

Nach dieſer Betrachtung der nordiſchen Mythologie wird uns die Berührung derſelben mit dem Chriſtenthum lehrreich ſein. Sie fand von Conſtantinopel bis Irland ſtatt, und allenthalben auf dieſer weiten Strecke über jede zu verfolgende geſchichtliche Erinnerung hinaus. Wenn auch der Dienſt der Waräger in Conſtantinopel die Skandinavier in die unmittelbarſte Nähe, ja in die Umgebung des Chriſtenthums verſetzte, ſo kann man doch wohl annehmen, daß durch dieſe eben die geringſte Anregung ſtattgefunden hat; denn wer das Chriſtenthum annahm, kehrte in der heidniſchen Zeit nicht nach ſeinem Heid-

nischen Vaterlande zurück, und zurückgekehrte Krieger, die das Christenthum abwiesen, würden kaum irgend eine einflußreiche Vorstellung von diesem erworben haben. Viel bedeutender ist die, zwar in einzelnen Jahren unbemerkbare und dem Inhalte nach unbestimmte Anregung des Geistes, die viele Jahrhunderte hindurch sich innerhalb der germanischen Stämme bis nach dem höchsten Norden fortpflanzte. Am entschiedensten trat freilich die Fortpflanzung des Christenthums gegen Norden frühzeitig durch die Angelsachsen hervor. Der Erzbischof Wilfried erschien 677 unter den Friesen. Ein skandinavischer Christ aus dieser frühen Zeit war Sibald (Sebaldus), der in Nürnberg sterbend canonisirt wurde, durch die nach ihm genannte Kirche und durch Peter Fischers Monument allgemein bekannt. Der Sachsenkrieg dauerte von 772 bis 804. Willibald drang in Nordalbingen ein 780, in Ditmarschen 804; Ebbo folgte ihm; Anschars Thätigkeit als Missionar fand von 820 bis 865 statt; Rembert starb 888. In dieser langen Zeit bildeten sich zwar christliche Gemeinden, abwechselnd zu- und abnehmend, geduldet und dann wieder verfolgt, aber das Volk im Ganzen blieb heidnisch. Unter denen, die sich, wenn es dienlich schien, Christen nannten, fanden oft genug Rückfälle statt. Uebergänge vom Heidenthume zum Christenthum entstanden, die mehrere Stufen bildeten.

Der Heide ließ sich als Christ einzeichnen, erhielt die prima signatura, (bloß primasignirt), oder er ließ sich erst auf dem Sterbebette taufen, und der Missionar mußte selbst bei dem Getauften viel heidnischen Aberglauben dulden. Diese Uebergänge fanden durch ganz Norwegen statt, und in vielen Gegenden, zumal auf Island, gewiß noch, als man allgemein das Land als ein christliches betrachtete, bis in das zwölfte, vielleicht bis in das dreizehnte Jahrhundert hinein. Das Schwanken zwischen Christenthum und Heidenthum dauerte in Holstein und Dänemark bis Svend Tveskjägs Tod, weit über 300 Jahre. Wie ist es denkbar, daß ein solches Schwanken nur in einer Richtung thätig, productiv sein sollte, und in der andern nicht? Wir sind nach dem, was wir in der Einleitung über die ursprüngliche Verwandtschaft der Skandinavier mit den Picten gesagt haben, geneigt, eine uralte Verbindung Irlands und Schottlands mit Norwegen anzunehmen. Durch diese, wahrscheinlich schon vor dem christlichen Zeitalter, eine Berührung der Druiden mit den Odinsanbetern. Nordische, selbst neuere Geschichtsforscher, haben allerlei Vergleichungen zwischen den druidischen und skandinavischen Mythologien angestellt, skandinavische Momente bei jenen, druidische bei diesen nachweisen zu können vermeint. Wenn wir auch ablehen von unserer völligen Unwissenheit über die Reli-

gion der Druiden, ſo iſt dennoch eine jede ſolche Vergleichung reſultatlos. Es iſt wohl entſchieden, daß die druidiſche und ſkandinaviſche Mythologie ſpecifiſch verſchieden waren, ſich, von gemeinſchaftlichen vorgeſchichtlichen Urklängen aus, als ganz verſchiedene Organismen ausgebildet haben. Aber dieſe Urklänge ruhen, wie im Hintergrunde der Geſchichte, ſo auch im Hintergrunde des Gemüths. Nun waren es eben dieſe, die ſich als Myſterien bei den Druiden erhielten, und die mythiſch tief bewegten Skandinavier mochten wohl, ohne durch Druiden in ihre Myſterien eingeweiht zu werden, ſich in den Urelementen ihrer eigenen Mythen durch das Zuſammenleben mit ihnen bewegt fühlen. Aber was aus einer ſolchen Bewegung ſich geſtaltete, war ein innerlich ſkandinaviſch-mythiſches Lebensprinzip, welches das Druidenthum abwies, keineswegs in ſich aufnahm. Und eine ſolche innere Bewegung der ſkandinaviſchen Mythologie in ſich ſelber, aus den Uranfängen aller mythiſchen Bildung, iſt es auch, die ich, durch das Chriſtenthum erregt, von Conſtantinopel bis Irland, als eine tauſendjährige annehmen zu müſſen glaube.

Wie in den ſkandinaviſchen Mythen Alfadur mit Odin, dieſer als Gott mit einem hiſtoriſchen Helden verſchmilzt, ſo war auch der Prieſter mit dem Herrſcher, der Herrſcher mit jedem freien Bauer verſchmol-

zen, und es waren nur die verſchiedenen Schwingungen des Lebens, die den Bauer zum Herrſcher und den Herrſcher zum Prieſter machten. Man hat wohl öfter von einem Prieſterſtande unter den Skandinaviern geſprochen, ihn nachzuweiſen vermag man nicht, der mächtigſte Gode war nicht von dem Krieger oder Bauer ſpecifiſch verſchieden. Es giebt keinen härtern Gegenſatz gegen das orientaliſche Kaſtenweſen, als wir ihn in Skandinavien finden. Ein jeder Bauer konnte Gode ſein in ſeiner Familie. Daher das nie Ruhende, ſtets Bewegliche, ſich nirgends ſicher Geſtaltende in allen Verhältniſſen, und das nie Abgeſchloſſene der Mythologie.

Nur Valhall nahm, ohne der Beweglichkeit entrinnen zu können, das Gepräge einer harten Eigenthümlichkeit an. Yggdraſill war wie die Pflanze ſelber abhängig von den Elementen, in welchen er lebte; beweglich wie das Meer, in welchem er ſeine letzte Zuflucht fand. Die Familien, die ſich in Irland niederließen, gehörten Geſchlechtern zu, die auf der ganzen Berührungslinie von Oſten nach Weſten von uralten Zeiten her mit dem Chriſtenthum in ein Verhältnis traten. In Island ſelbſt fand man, als die Inſel entdeckt wurde, irländiſche chriſtliche Einſiedler, die nicht vertrieben wurden; das ganze kämpfend bewegte, heidniſch-chriſtliche Europa drängte ſich als eine reiche,

Süden und Norden umfaſſende Sage nach Island zu. Da traten in einer Mythologie, die keine ſpeculative, ſondern frei ſittliche Bedeutung hatte, die Urelemente derſelben auf der einſamen Inſel immer reiner hervor. Das hiſtoriſche Gewiſſen des Volks regte ſich aus der Mitte der geſchichtlichen Sagen und der Gedichte, die ſich wechſelſeitig zu verſtändigen ſuchten. Baldur kehrt wieder; ſittliche Freiheit und feſſelnde Verhältniſſe des äußern Lebens; Haudur und Baldur, der liebende unfreiwillige Mörder und ſein getödteter Bruder umarmen ſich. Haudur ſtellt jene blinde Macht vor, die den freien Entſchluß hemmt, zurückdrängt, vernichtet. Und er wird auch Hödur genannt und die Benennung, in einen allgemeinen Begriff verwandelt, iſt noch in der ſchwediſchen Sprache, wo „öde" Schickſal bedeutet, übrig geblieben. Es iſt faſt lächerlich, wenn man daraus, daß hier und da auf allgemein menſchliche Weiſe ein ſkandinaviſcher Mann geäußert hat, er könne ſeinem Schickſale nicht entgehen, auf eine griechiſche Lehre vom Fatum ſchließen will. Die nordiſche Mythe unterſcheidet ſich von der griechiſchen eben dadurch, daß ſie nie wie dieſe abſchloß. In Griechenland nahm die Geſtalt, die Perſönlichkeit ſelber den Charakter der Allgemeinheit an und erſtarrte in der Plaſtik als unvergängliche Schönheit; das ſittliche Fatum verwandelte ſich in die abſtrakte Allge-

meinheit einer Reflexion, der gegenüber die Götter erblaßten. Im Norden gingen sie kämpfend unter, aber sie überlebten ihren Untergang. Das Christenthum mußte selbst lange das Kleid der alten Mythe tragen; nicht bloß der Kampf, der Rolf-Krake's und seiner Helden Untergang verherrlichte, durch das Biarka-Mal verewigt; nicht bloß die Bravallaschlacht, auch Olaf Tryggvasons Seeschlacht bei Svolder, auch Olaf des Heiligen Kampf und Niederlage bei Stickleſtad waren wahre Valhallschlachten. Der Erſte, als er ſich in das Meer ſtürzte, ſchien mehr Odins herrlichen Saal, als den chriſtlichen Himmel zu ſuchen; und bei Stickleſtad, wo die Schlacht den gewiſſen Untergang des Heidenthums entſchied, wo die ſiegenden Heiden die religiös Unterliegenden waren, und Olafs wildeſte Feinde die erſten, welche ihn als einen Heiligen anerkannten, erwachte man am Morgen, zur bedenklichen Schlacht für das Chriſtenthum ſich ermunternd, nicht durch andächtige Gebete und chriſtliche Lieder, ſondern durch das Biarka-Mal.

Olaf der Heilige vertrat faſt ein Jahrhundert lang die Stelle des Thor.

Aber die Entwickelung, die innerlich die Mythe reif machte zum Untergang und Verjüngung, geſtaltete ſich in ſtiller Einſamkeit als Dichtung, und auch hier wurden die Götter zwar zurückgedrängt, aber ſie

lebten in der Dichtung beim Volke fort; ein nicht zu verdrängendes Element des Daſeins bis auf den heutigen Tag. Schließen will ich dieſe Andeutungen, indem ich die, wenn auch ſchwachen Spuren innerer Entwickelungsſtufen nachzuweiſen ſuche.

Man darf dieſe nicht abhängig machen von dem äußern Umſtand einer frühern oder ſpätern Darſtellung, die etwas durchaus Zufälliges genannt werden muß. In Island ward die Mythe reif zu ihrem Untergange, innerlich angeregt durch eine religiöſe Richtung, die bei den Druiden, wie ſpäter bei den unabhängigen Chriſten Irlands, das verhüllte Myſterium perſönlicher Freiheit in der Hingebung feſtzuhalten ſuchte. Die Druiden ſetzten dem Chriſtenthume faſt keine Hinderniſſe entgegen. Durch Julius Cäſar wiſſen wir, wie tiefe geheimnisvolle Forſchungen die Druiden auszeichneten. Dieſe Forſchungen dauerten im Chriſtenthume fort, und die geiſtige Wirkung tiefer Studien von Irland aus nach dem Feſtlande hinein iſt bekannt. Hier entſtand Pelagius, und nach ihm Johannes Scotus Erigena, der Tiefſinnigſte unter Allen.

Jenes ſittliche Myſterium im Glauben wie in Mythen verhüllt, das Geheimnis der unſterblichen ſittlichen Freiheit, die Wiederkehr des Baldur, wird klar ausgeſprochen in Völuſpa. Es wird angedeutet

in dem Hyndlu-Lied. „Wenige, ſagt dieſes Gedicht, vermögen es, weiter zu reichen als bis auf Odin; den, der über ihm ſteht, wage ich nicht zu nennen.“ Endlich als ein noch völlig unaufgeſchloſſenes Geheimnis wird es von dem Jötun Vafthrudnir bezeichnet, und in Hervarar-Saga wiederholt; denn wer kann daran zweifeln, daß das Wort, welches Odin dem ſterbenden Baldur ins Ohr flüſterte, jenes Geheimnis enthielt. Der Jötun, der es nicht errieth, fand den Tod, nach der Götter-Sage, wie der König unter den nämlichen Umſtänden in der Helden-Sage.

Gutachten

über das

System des öffentlichen Unterrichts,

mit besonderer Beziehung

auf die Akademie zu Soroe,

erstattet an S. M. den König von Dänemark.

(Ursprünglich in dänischer Sprache geschrieben 1845.)

Betrachten wir die Entwickelungsſtufe, auf welcher unſere gegenwärtige Zeit im Allgemeinen ſich befindet, und deren Verhältnis zu der, beſtändig tieferen, gründlicheren, in einem faſt bedenklichen Detail ſich entwickelnden Gelehrſamkeit, ſo muß man geſtehen, daß dieſes Verhältnis eine ſehr verwickelte Wendung genommen hat, in unſerer, faſt in allen Richtungen verwirrten und gährenden Zeit. Die geſchichtliche Epoche, in welcher der Geiſt der Zeit faſt ausſchließend auf Griechenland und Rom gerichtet war, und ſich mehr mit den, ſchon in einer vergangenen Zeit gelöſten Problemen als mit den gegenwärtigen, eigenen bewegte, iſt im Begriff zu verſchwinden, und es iſt von der höchſten Wichtigkeit, ſie feſt zu halten. Denn eine Zukunft, die in ihrer Entwickelung ſich bloß von den Aufgaben der Gegenwart nährt, hat all das bevorſtehende Unglück, welches drohend die Staaten und

deren Innerſtes verwirrt, hervorgerufen. Ich halte es daher für höchſt wichtig, daß alle Beamten des Staates den Kern der vergangenen geſchichtlichen Zeit, als deren ſtehendes Heer, bilden; daß von ihnen, wie bisher, eine gelehrte Bildung gefordert wird. Und das aus einem doppelten Grunde; denn dies macht nicht allein den feſten Stamm einer ruhigen Entwickelung aus, ſondern es ſchließt zugleich durch die Proben, die gefordert werden, eine jede willkürliche Gunſt und deren ſchädlichen Einfluß aus. Wenigſtens müſſen die Gränzen für die Anſtellung von ungelehrten Beamten, die weniger bedeutende Aemter beſetzen können, ſehr genau beſtimmt werden. Indeſſen wächſt die Macht, welche die eigenen Probleme der gegenwärtigen Zeit ausüben, in einem ſo hohen Grade, daß ſie Anerkennung fordert, aber zugleich eine genaue Unterſuchung der Stelle, die ſie einnehmen darf und muß. In den mächtigſten und am meiſten ausgebildeten europäiſchen Staaten iſt dieſes Problem ſchwer zu löſen. Wir wollen uns nicht in die Entwickelung der Schwierigkeiten einlaſſen, die unter verſchiedenen Verhältniſſen in den verſchiedenen Staaten hervortreten, ſo lehrreich eine ſolche Entwickelung auch ſein würde. Aber darauf müſſen wir die Aufmerkſamkeit hin wenden, daß durch einen ſeltenen glücklichen Zufall Dänemark im Beſitze der Mittel iſt, dieſe ſchwierige Aufgabe zu lö-

ſen, welche im Verhältniſſe zu dem Umfange des Staates, ſehr bedeutend ſind und die kein andrer Staat ſich rühmen kann zu beſitzen.

Es iſt nicht zu leugnen, die Herrſchaft, welche die Philologie in einer Hinſicht über die Schulen ausübt, iſt ſchädlich, ſie unterdrückt einen ſichern, ſinnlichen Beobachtungsgeiſt, den unſere Zeit zu nähren und zu entwickeln geſchaffen iſt; und der Kampf, der nothwendig dadurch entſtehen mußte, hat den heftigen Streit zwiſchen den Humaniſten und Realiſten hervorgerufen. Das Unglück bei dieſem Streit iſt, daß die Parteien einander nicht verſtehen; eine Ausſicht zu einem endlichen Frieden ſehe ich wenigſtens nicht. Man muß unter den Streitenden leben, um einzuſehen, wie ſchwach die Hoffnung iſt, die ein gegenſeitiges Verſtändnis verheißen kann. Eine jede Partei ſieht die Beſchäftigung der andern für ein feindliches Element an, und die völlige Unwiſſenheit der Humaniſten, wenn die Rede iſt von einer praktiſchen Wiſſenſchaft, iſt, wenigſtens in Deutſchland, noch größer, als die der praktiſchen Lehrer, wenn von der Philologie die Rede iſt. Ein philologiſcher Lehrer ſchämt ſich nicht zu geſtehen, daß er nicht weiß, wovon die Rede iſt, wenn man Sauerſtoff nennt: aber ein einigermaßen gebildeter Chemiker würde kaum geſtehen, daß er nicht

im Stande wäre, mensa zu decliniren. Und doch sind beide Fälle einander vollkommen gleich.

In Preußen, wo die Richtungen der Zeit sich besonders lebendig bewegen, hat man vergebens allerhand Versuche angestellt. Man hat ein großes Gymnasium in Berlin dazu bestimmt, die einander widerstreitenden Richtungen zu verbinden. Der Grund, weshalb dieser Versuch mißglückte, liegt darin, daß die Philologie keine von den Forderungen, in deren Besitz sie durch die lange geschichtliche Entwickelung war, aufgab. Eben so wenig glückte ein andrer Versuch, eine praktische Schule mit einer gelehrten parallel gehen zu lassen, unter einer gemeinschaftlichen Verwaltung. Der Leitende mußte nach der herrschenden Ansicht ein Philolog sein. In Dänemark ist es möglich einen Versuch im Großen anzustellen; denn nur eine praktische Universität, die sich unabhängig von der gelehrten ausbildet, kann entscheidende Resultate versprechen. Bürgerschulen, technische Schulen können hier eine heilsame Vorbereitung bilden. Wenn ich nun wage diese wichtige Aufgabe zu behandeln, so bin ich wohl nicht im Stande, den Gegenstand so zu behandeln, daß meine Arbeit nützliche und anwendbare Vorschläge enthielte, die unmittelbar ausgeführt werden könnten. Solche Vorschläge müssen von gegebenen bestimmten Verhältnissen ausgehen, die mir

unbekannt ſind. Ohnehin bietet in dieſer Hinſicht der herrſchende Geiſt bedeutende Hinderniſſe, die ſehr ſchwer zu überwinden ſind. Ein jeder ſolcher Vorſchlag würde eine heftige und keineswegs wohlmeinende Oppoſition hervorrufen, die, anſtatt die Sache zu befördern, ſie hemmen und verwirren würde. Meine Abſicht iſt daher nur, den Hauptgedanken hervorzuheben, der nach meiner unvorgreiflichen Meinung ein ſolches Unternehmen leiten muß.

Die Schulen, welche zu einer ſolchen Univerſität vorbereiten ſollen, können nun auf keine Weiſe die Einſeitigkeit der gelehrten Schulen theilen. Sie ſind nämlich dazu berufen die verſchiedenſten Talente zum Bewußtſein zu bringen. Bisher herrſchte überwiegend die Meinung, die mannigfaltigſten Talente könnten ohne Schaden ſich ausſchließend mit allgemeinen, abſtracten Principien beſchäftigen, bis zu einem beſtimmten Alter, was ſich wohl dem Jünglingsalter nähern dürfe. Dieſer Irrthum iſt mit jenem zu vergleichen, in welchen die falſche Aufklärung verfällt, wenn man behauptet, daß das chriſtliche Glaubensbekenntnis erſt dem Jüngling ein Gegenſtand des Nachdenkens werden, und als ein Reſultat dieſes Nachdenkens betrachtet werden müſſe.

Man kann, müſſen wir behaupten, nicht früh genug mit der Unterſuchung anfangen, die uns mit

den Neigungen des Kindes bekannt macht, und uns seine stillen Wünsche und eigenthümlichen Beschäftigungen kennen lehrt. Dies ist eine der wichtigsten, aber zugleich schwierigsten Aufgaben der Erziehung, und man darf mit Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß die geistige Bedeutung, und mit dieser, die lebenskräftige, gesunde und geschichtlich mächtige Entwickelung genau zusammenhängt mit dem wachsenden Sinne bei dem Volke, der die verschiedenen geistigen Kräfte in ihrem ersten, keimenden Ursprung unterscheidet und erkennt, und sie zugleich auf eine zweckmäßige Weise pflegt. Man sagt wohl, das wahre Talent bahne sich selbst einen Weg; aber diese Behauptung ist doch nur im Stande, uns der größten Schwierigkeit unsrer wichtigen Aufgabe näher zu bringen. Wir gerathen dadurch in den Kreis, in dem ein jedes tiefere Unternehmen eingeschlossen ist, und der sich auf keine Weise auflösen läßt. Wir sind nämlich genöthigt, das Ziel, dem wir nachstreben, als erreicht anzunehmen. Der Sinn, der die Eigenthümlichkeit des Kindes erkennt, sie nährt und pflegt, setzt eine reife Entwickelung der eigenen voraus, und wo diese stattfindet, scheint die Aufgabe, die uns beschäftigt, gelöst. Es ist leider gewiß, daß dieser glückliche Sinn in unseren Tagen sehr selten ist. Die Wenigsten sehen ein, daß in einem jeden Kinde etwas Gött-

liches liegt, daß Gott eine Abſicht von eigenthümlicher Art, die erreicht werden ſoll, mit einem jeden Menſchen hat. Die größte und gefährlichſte Verirrung iſt gerade die, daß wir unſere Abſichten zu erreichen ſuchen, willkürlich berechnet nach unſeren ſinnlichen Begriffen von Glück und künftigem Wohlſtande; daß wir, faſt immer von dieſem beſchränkenden Geſichtspunkte beſtimmt, die Entwickelung des Kindes irre leiten, und einen innern, nicht bloß für das Erkennen, ſondern auch für die Sittlichkeit und Religioſität gefährlichen Widerſpruch in die Seele des Kindes bringen. Dieſer Kreis kann nicht gelöſt werden, und ertheilt der Aufgabe ein wahrhaft religiöſes Gepräge. Der Sinn, welcher nicht entwickelt iſt, und doch vorausgeſetzt werden muß, wächſt, wenn wir uns von einer göttlichen Macht, welche die Geſchichte leitet, unterſtützt glauben, und zugeſtehen, daß wir ohne dieſe nichts vermögen. Es iſt wahr, daß das von Gott auserwählte Talent alle Schwierigkeiten überwindet und ſich Wege in der Geſchichte bahnt, die Keiner ahnet und die in ihrer tiefen Bedeutung nicht als Reſultate eines menſchlich ausgedachten Erziehungsplanes angeſehen werden dürfen. Aber darum müſſen wir nicht das Unglück überſehen, welches ganze Zeiträume in der Geſchichte der Nationen verdunkelt. Dieſe traurigen Epochen haben nicht durch die Seltenheit der

Talente ſtattgefunden, aber ohne allen Zweifel durch den herrſchenden, einſeitigen Geiſt, der ſie irre leitete und unterdrückte.

Wohl iſt ein allgemeines und für alle Kinder gemeinſchaftliches Princip die erſte und nothwendigſte Aufgabe der Erziehung; dieſes Princip hat eine doppelte Richtung: es führt uns auf der einen Seite zur Erkenntnis der ſtrengen, gebietenden, unwiderſtehlichen Nothwendigkeit der Natur; und auf der anderen Seite zur eigenen Freiheit des Geiſtes; jene ſchließt das Eigenthümliche aus, welches dieſe nährt. Das iſt eine der größten und gefährlichſten Verirrungen, die ſtattfindet, wenn eine geiſtige Erziehung ſich von den allzu weitläufigen Umwegen der Gelehrſamkeit losſagt; daß man glaubt, da weniger ſtrenge zu Werke gehen zu können.

Was die Grammatik für die Sprachen, und durch dieſe für die Geſchichte iſt, das iſt die Mathematik für die unveränderliche Geſetzmäßigkeit der Natur; man muß ſie die Grammatik der Natur, aber zugleich deren conſequenteſte Logik nennen. Man ſagt wohl, daß man die ſcharfe Abſtraction nicht von den Kindern fordern dürfe; daß die Mathematik, wie man ſich auszudrücken pflegt, viel zu trocken ſei; daß ſie die Phantaſie und das freie Poetiſche ertödte. Man hat Unrecht. Wohl ſchließt der mathematiſche Unterricht

die Poeſie aus, aber dieſe verſchwindet nie, wenn ſie nicht durch die eigenthümliche Natur ausgeſchloſſen iſt, wo keine Unterrichtsmethode ſie zu erwecken vermag. Es giebt auch Kinder, denen man vergebens mathematiſche Begriffe beizubringen ſucht. Meine Darſtellung eines ſolchen Gegenſatzes von zwei verſchiedenen Menſchenklaſſen darf indeſſen nur relativ verſtanden werden. Eine fortſchreitende Zeit, die das Glück hätte, ſie in ihrer Verſchiedenheit zu erkennen, würde gewiß auch einſehen, daß ſie verwandt ſind; daß die mathematiſche Anſchauung eben ſo wenig ganz fehlt bei der einen Klaſſe, wie die Poeſie bei der andern. Hier liegt der Fehler in der Unterrichtsmethode. Im Allgemeinen fängt man mit der Arithmetik an, und dieſe wird auf die mechaniſchte Weiſe, die durchaus nicht dazu dient das Nachdenken des Kindes zu erwecken, beigebracht.

Pascal, als ſein Vater irriger Weiſe glaubte den mathematiſchen Unterricht ausſchließen zu müſſen, entdeckte auf ſeine eigene Hand die erſten Elemente der Geometrie; und dieſe liegt vorzüglich in der Seele des Kindes verborgen, obgleich nur ein Pascal ſie ohne alle Anleitung zu entwickeln vermag. Man muß den mathematiſchen Unterricht mit der Geometrie beginnen, denn dieſe allein nährt das eigene Nachdenken. Es muß wohl zugeſtanden werden, daß das Kind ſich

unwillig und mit Zwang dazu bringen läßt, ſich damit zu beſchäftigen; aber grade dieſer erſte Zwang, dies gebietende Princip beweiſt, daß man auf dem rechten Wege iſt, und hat ſelbſt eine ſittliche Bedeutung. Iſt dieſer Zwang überwunden, und dadurch bewieſen, daß der Unterricht ſeinen rechten Anfang genommen hat, ſo hat die Geometrie (dem Kinde ſorgfältig beigebracht) etwas wahrhaft Anziehendes. Es kömmt nur darauf an, daß man nicht eher weiter geht, als bis man überzeugt iſt, daß das Kind die Löſung der vorhergehenden Probleme vollkommen in ſeiner Gewalt hat. Eine jede erworbene Fertigkeit erweckt Luſt; eine jede klare Einſicht fordert Entwickelung. Bleibt eine Unklarheit in des Kindes Seele zurück, ſo wächſt dieſe in ſtätiger Progreſſion, und es entſteht nothwendig ein immer zunehmender Widerwille, der auf keine Weiſe ein urſprünglicher genannt werden darf, ſondern durch den ſchlechten Unterricht hervorgebracht iſt. Iſt das Kind daran gewöhnt, das ſtrenge Geſetz einzuſehen, welches mit exacter Nothwendigkeit ein vorangehendes Problem mit dem nachfolgenden in der Geometrie verbindet, ſo wird die Luſt erweckt, dieſelbe nothwendige Folge in der Arithmetik zu erkennen. Aber ich bin überzeugt, daß dieſer mathematiſche Unterricht, ſchreitet er einigermaßen glücklich vorwärts, ſobald als möglich mit dem Un-

terricht in den erſten, ſtreng mathematiſchen Elementen der mechaniſchen Phyſik verbunden werden muß. Nicht das Schwankende, Unſichere, in bloßen Hypotheſen Verborgene, ſoll vorgetragen werden, wenn dies auch eine oberflächliche Neugierde erweckt. Ich ſpreche nicht ohne eigene Erfahrung. Es quälte mich, wenn ich ſo oft bei Prüfungen entdeckte, daß die Studirenden die beſtimmteſten Fragen ſelten auf eine ſichere und beſtimmte Weiſe beantworteten. Nun habe ich mit einigen Kindern meiner Freunde, in einem Alter von acht bis zwölf Jahren, einen Verſuch angeſtellt. Ich behandelte mit ihnen die Elemente der mechaniſchen Phyſik in Verbindung mit der Mathematik; dann die Geſetze des Magnetismus, der Electricität und des Galvanismus, in ſo fern dieſe ſich klar, beſtimmt und ohne zu große Verwickelung, beſonders ohne Hülfe von Hypotheſen, darſtellen laſſen. Ich begleitete eine jede Entwickelung mit Verſuchen, und ging keinen Schritt weiter, ehe ich mich überzeugt hatte, daß die Kinder durch eine wiederholte Anſchauung im ſichern Beſitz der Geſetzmäßigkeit waren, die in Allem herrſchte, was ſie geſehen hatten. Mich überraſchte das Intereſſe, welches dieſe erweckte. Ich hielt mich lange bei einem jeden deutlich ausgeſprochenen, aber auch zugleich angeſchauten Geſetz auf, und überzeugte mich, daß eine öftere Wiederholung den Kindern keineswegs

langweilig war. Die Urſache iſt einleuchtend. Das erkannte und mit Bewußtſein beherrſchte Geſetz wird wie eine erworbene Fertigkeit angeſehen und als eine ſolche benutzt. Die Kinder, wenigſtens einige unter ihnen, die aufgeweckte Köpfe waren, fanden ſelbſt andere Combinationen, als die vorgetragenen, auf, und lernten conſequent anſchauen, wie wenn man aus bekannten Verhältniſſen ſichere Schlüſſe zieht und folgerecht denkt. Die wichtigſte Folge eines ſolchen Unterrichts iſt die, daß die Kinder ſich klar und exact ausdrücken lernen.

Aber die allgemeine, für Alle auf gleiche Weiſe geltende Richtung des Unterrichts iſt diejenige, die den Geiſt frei machen und ihm eine freie Ausſicht über den Staat und das Leben öffnen ſoll. Man darf nicht annehmen, daß derjenige, der leben und ſich für die gegenwärtige Zeit ausbilden ſoll, auf einer niedrigern Stufe ſtehe, als der Gelehrte, der ſich mit großen, bedeutungsvollen, geſchichtlichen Erinnerungen nährt. Einſeitigkeit hemmt und beſchränkt beide. Daher muß die Jugend in den Realſchulen nicht ganz von der vergangenen Zeit losgeriſſen werden; das Kind muß ſo viel von der lateiniſchen Sprache lernen, als hinreichend iſt einen leichten Autor leſen und verſtehen zu können. Zwar muß der Unterricht in der alten Sprache ihm nicht zu viel Zeit rauben; aber was vorgetragen wird, muß beſtimmt und der Unterricht

eben ſo ſtreng als der mathematiſche ſein. Es iſt beſonders wichtig, daß der Unterricht nie auf eine ſpielende Weiſe ſtatt finde. Alles Unbeſtimmte und Unklare koſtet Zeit und bringt keinen Nutzen. Die lebenden Sprachen, deutſch, franzöſiſch und engliſch, prägen ſich am beſten durch den Gebrauch ein, und es iſt nicht rathſam, zu viel Zeit auf einen weitläufigen, grammatikaliſchen Unterricht zu verwenden. Wird die Grammatik der lateiniſchen Sprache in der nothwendigen Beſtimmtheit mitgetheilt, ſo iſt dies hinreichend, um dem Kinde einen ſo umfaſſenden Begriff von der Grammatik zu verſchaffen, als ihm nöthig iſt. Aber was man beſonders zu erreichen ſuchen muß, iſt: dem Kinde eine vollkommene Fertigkeit beizubringen, alle die, ſowohl griechiſchen, als lateiniſchen Wörter, die ein Bürgerrecht in der europäiſchen Wiſſenſchaftlichkeit erworben haben, aufzufaſſen. Dieſe Fertigkeit wird mehr oder weniger umfaſſend erſtrebt, mit Rückſicht auf die eigenthümliche Beſchäftigung, welche des Kindes künftige Beſtimmung ausmachen ſoll Aber die fremden Wörter, die man von einem jeden gebildeten Menſchen fordert, muß das Kind, wenn es ſie hört oder lieſt, genau kennen, richtig verſtehen und richtig brauchen, wenn es ſich derſelben bedient. Wohl kann man es ein Verdienſt nennen, die eigene Sprache auszubilden, ſelbſt für

eine jede Wiſſenſchaft: aber ſoll die Vorbereitungsſchule zu einer wirklich realen Hochſchule führen, ſo iſt die Abſicht, nicht die Nationalität zu hemmen, ſondern zu veredeln, indem man der Jugend einen freien, ſelbſtproductiven Zugang zu der europäiſchen, geiſtigen Entwickelung in ihrem ganzen Umfange öffnet. Was nun die andere Richtung, auf die geiſtige Entwickelung des freien Geiſtes betrifft, ſo iſt meine Ueberzeugung, daß dieſe beſonders äſthetiſch ſein muß. Das Wichtigſte iſt, daß das Kind nichts lieſt, was nicht hinſichtlich der Sprache zu dem Vorzüglichſten gehört. Die meiſten Kinderſchriften halte ich in dieſer Hinſicht für ſchädlich. Die Verfaſſer glauben faſt immer, daß man wie ein Kind ſchreiben müſſe, wenn man für Kinder ſchreibt. Faſt alle Kinderſchriften ſtammen aus der unglücklichen Erziehungsepoche, als Baſedow und ſeine Nachfolger Deutſchland und auch unſer Vaterland beherrſchten. Beſonders halte ich diejenigen Schriften, welche die vortrefflichen Kinder ſchildern, wenige ausgenommen, auch in ſittlicher Hinſicht für gefährlich. Die Grundlage für den Unterricht iſt, wie ich vorausſetze, rein chriſtlich-religiös. Die Religion muß als der Grund für die früheſten Keime der Entwickelung angeſehen werden; ſie muß die einzige, ewige Quelle ſowohl des Glaubens, als der Liebe und aller Sittlichkeit ſein. Aber ſie hemmt

nichts geiſtig Vorzügliches; ſie hebt, ſie veredelt den Geiſt in einer jeden Richtung. Die chriſtliche Liebe reinigt und pflegt das Erkennen ſowohl als die Sittlichkeit, die Vernunft ſowohl als das Gewiſſen. Die reine Selbſtliebe des Erkennens wird von dem Chriſtenthume gefordert und darf nie getadelt werden. Chriſtus ſagt: „Du ſollſt Gott über Alles lieben und den Nächſten als dich ſelbſt.“ Wir dürfen, ja wir ſollen unſern Nächſten haſſen, aber nur, wie wir uns ſelbſt haſſen; wir ſollen uns ſelbſt lieben, aber nur wie wir unſern Nächſten lieben. Doch ich wende mich von dem tiefſten Mittelpunkte dieſer Aufgabe ab; ich darf hoffen, daß man den bei mir vorausſetzt, und mich daher nicht mißverſtehen wird, wenn ich fordere, daß die Poeſie die Grundlage für die freie Aufgabe des Geiſtes in den Realſchulen bilden ſoll, wie die Philoſophie in den eigentlich gelehrten. Die Mathematik, wenn ſie ſtreng und klar mitgetheilt wird, kann die praktiſche Entwickelung der Logik genannt werden; und die Logik ſelbſt muß bloß ſehr kurz und in ihren allererſten Elementen vorgetragen werden. Sie ſoll nur das denkende Kind zum Nachdenken über die Geſetzmäßigkeit ſeines eigenen Denkens bringen. Wenige Stunden, richtig gewählt, ſind vollkommen hinlänglich, dieſes zu erreichen.

Wenn ich die Poeſie als Grundlage für die freie

Ausbildung fordere, so geschieht dies, weil ich behaupte, daß es höchst wichtig ist, daß alles Barbarische, Rohe und Unfertige so viel als möglich entfernt werde. Nichts darf das Kind vornehmen, nichts darf sich in den freudigen Gang der Entwicklung eindrängen, was sich nicht, entweder durch logische Strenge und Klarheit, oder durch edle, tiefsinnige und meisterhafte Darstellung auszeichnet.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß das Geringe, Gemeine und Häßliche näher mit des Kindes Geist verwandt sei, als das Tiefe, Edle und Schöne. Wie in einem wohl geordneten Familienkreis Ordnung und Reinlichkeit auch den Kindern zur Gewohnheit wird, so muß die edle Sprache und der geistige Inhalt eine instinktartige Forderung des Kindes werden. Wohl behält es desungeachtet eine Neigung sich gehen zu lassen; das reinlichste Kind, sich in den Schmutz zu wälzen: aber die edlere Gewohnheit überwindet diese schädliche Neigung. Nichts trägt, sowohl bei Erwachsenen, als bei Kindern, soviel zur Verwirrung unserer Zeit bei, als das unglückliche, überhandnehmende Lesen. Wir gewöhnen uns daran, das Gemeine zu dulden, ja wir fordern es zuletzt. Ich will keineswegs die wohlmeinenden Vereine tadeln, die nützliche Schriften und das Lesen derselben im Volke zu verbreiten suchen; aber die Wahl

ſolcher Schriften fordert viel Ueberlegung und Vorſicht. Gut gewählte Bücher können dazu dienen, das Nachdenken der, in geſelliger Hinſicht ungünſtig geſtellten Familien zu wecken, und ſo, wie in vieler Hinſicht, auch für unſer Vorhaben ſehr wichtig ſein. Aber ein Mäßigkeitsverein iſt nicht weniger wichtig, wenn es gilt das loſe, mannigfache Leſen zu hemmen, als wenn man den ſchrecklichen Genuß des Brandweins abzuſtellen ſucht; beides wirkt in der That auf gleiche Weiſe.

Ich ſetze voraus, daß der Unterricht nicht die ganze Zeit des Kindes in Anſpruch nimmt; was es lernt, muß es ſelbſt auf eine eigenthümliche und freie Weiſe behandeln. Nichts iſt wichtiger, als auf die Spiele des Kindes zu achten; je zweckmäßiger und ſtrenger der Unterricht, je reiner die ſittliche Erziehung iſt, deſto wichtiger und bedeutungsvoller werden die Freiſtunden des Kindes ſein. Gelingt es, das Intereſſe deſſelben für das was es lernt, zu wecken, ſo tritt dies auch in ſeine Spiele hinein; die freie Phantaſie behandelt das Erworbene frei, und nichts iſt mehr geeignet, des Kindes Eigenthümlichkeit zu entdecken, als die Art wie es ſpielend das behandelt, was es gelernt hat. Das eigentlich urſprüngliche Talent lernt man ſo kennen, und das bedeutungsvollſte Kind, von

der Vorsehung bestimmt sich auszuzeichnen, entdeckt man nur auf diese Weise.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, daß das Tiefste, Edelste dem Kinde unzugänglich sei; ist es erst durch das Geschwätz der Kinderschriften verdorben, so behält man wohl Recht. Aber wie die tiefste Religiosität, ohne eigentlich verstanden zu werden, dennoch die ganze Seele des Kindes erfüllt und einnimmt und einen Keim für die ganze Entwicklung bildet: so wird der Sinn für das Tiefste genährt, wenn es dem Kinde geboten wird. Es versteht zwar das Bedeutungsvolle einer geistreichen Schrift nicht, aber es hat eine Ahnung davon. Und dasjenige Kind, welches in einer edlen Sprache auferzogen ist, kann einen wahren Widerwillen empfinden, wenn es das Gemeine und Geringe hört.

Wir haben ausgezeichnete Gedichte in der Muttersprache von Ewald; wir besitzen Oehlenschläger, der glücklicherweise bei der reichen Phantasie und der edlen Sprache eine unüberwindliche und liebenswürdige Kindlichkeit besitzt, welche die herrschende und kalte Reflexion der Zeit nicht zu zerstören vermochte. Ahnet nur das Kind erst das Höchste, so wird es, wenn man es ihm frühe beibringt, ein wesentlicher Theil seines innersten Lebens; und die einzige Schwierigkeit, mit der man zu kämpfen hat, und die nur durch eine

geſchichtliche Entwickelung allmählig überwunden werden kann, iſt die, welche durch die Art, wie die Lehrer die edelſten Geiſter commentiren, entſteht. Dieſe wird ohne Zweifel eine lange Zeit an die Stelle der Kinderſchriften treten, die man von dem Unterrichte auszuſchließen ſucht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die lebenden Sprachen, beſonders deutſch, franzöſiſch, engliſch, ein Hauptgegenſtand des Unterrichtes ſind. Aber nur das Vollendetſte und Edelſte muß dem Kinde geboten werden. Die deutſche Sprache liegt uns in dieſer Hinſicht am nächſten, und kann dem Kinde leicht verſtändlich werden. Schon wenn es durch dieſe Sprache mit einiger Leichtigkeit die vorzüglichſten Schriften leſen lernt, wird ohne Zweifel die Einſeitigkeit, welche nothwendig entſteht, wenn es ſich nur in ſeiner Mutterſprache bewegt, überwunden werden. Die Nationalität wird in ihrem Weſen geſtärkt, nicht aufgehoben, aber veredelt werden. Je mehr allgemeine europäiſche Elemente in den Unterricht hineintreten, deſto bedeutungsvoller wird die Nationalität, deſto reicher und geiſtig beweglicher in einer jeden Richtung. Man nähert ſich dem idealen Ziele der Erziehung, wenn das Kind ſich unmittelbar mit Tieck, Göthe und Shakeſpeare beſchäftigen kann. Eine großartige Anſchauung des Lebens liegt

dem Kinde eben so nah, als die kleinliche, die sich doch nie vollkommen verdrängen läßt. Das so erzogene Kind besitzt nun entweder ein bedeutendes Talent, oder dieses tritt nicht bestimmt hervor. Das Kind muß mehr oder weniger zur Masse des Volkes gerechnet werden, mit der es doch immer ordnend und organisch, entwickelnd, nicht störend, sich für die Zukunft bewegen soll. Aber vor Allem kömmt es in diesen Schulen darauf an, die ausgezeichneten Talente zu entdecken, zu pflegen und zu nähren. Die Principien der allgemeinen Erziehung vermögen nur das Talent in einen fruchtbaren Boden zu pflanzen: ein Talent zu schaffen vermag keine Erziehung, auch nicht die beste; es muß entdeckt, vorausgesetzt werden.

Ich bin so weitläufig mit dem Entwickeln der Principien der Erziehung und dem Zwecke der Vorbereitungsschulen gewesen. Ich kann mich nun kürzer fassen, indem ich die Einrichtung der höheren Schulen entwickele; diese liegt in Wahrheit in der früheren Erziehung, und ist durch jene bestimmt.

Ich setze natürlich voraus, daß, wenn das Talent und die Neigung des Kindes entdeckt und erkannt ist, dieses so früh als möglich in den Stand gesetzt wird, sich praktisch die Fertigkeiten zu erwerben, die erforderlich sind, wenn die Ausbildung des Ta-

lentes gelingen soll. So muß schon die Schule eine mannigfaltig praktische Richtung nehmen, und es ist ein gefährlicher Irrthum, wenn man glaubt, daß ein Kind, welches bestimmt ist ein praktisches Leben zu führen, in einer bestimmten Richtung, ohne in der Entwickelung gehemmt zu werden, sein siebenzehntes oder achtzehntes Jahr erreichen darf bei der bloßen Beschäftigung mit Gegenständen des allgemeinen Erkennens. Der gesunde Keim wird dadurch in seiner Entwickelung unterdrückt; das Kind wird zum bloßen Denken aufgefordert, obgleich es bestimmt ist, sich handelnd und praktisch zu entwickeln. Es verliert nicht selten die Fähigkeit sich Fertigkeiten zu erwerben, die es mit instinktmäßiger Sicherheit entwickeln würde wenn sie früh in Bewegung gesetzt wären.

Der so vorbereitete Jüngling unterwirft sich einer Prüfung und wird, wenn man ihn für reif hält, für die Hochschule bestimmt.

Wohl ist dies das Ziel der Erziehung; aber dennoch muß das ganze Unternehmen hier seinen Anfang finden. Die künftige Einrichtung der Schulen muß von der Hochschule ausgehen; ebenso die Bildung der Lehrer; und die tiefsten Principien, welche die Ausbildung der Schulen leiten müssen, können nur von einer solchen Hochschule ausgehen. Freilich muß man im Anfange viele, sowohl Lehrer, als Schüler aufneh-

men, die man nicht für reif ansehen kann. Aber ein höherer Sinn für die eigentlichen Aufgaben der Gegenwart kann nur hier geweckt werden. Man muß sich nicht abschrecken lassen durch die Betrachtung, die wohl nothwendig entsteht: daß dieser höhere Sinn bei dem Beginnen des Unternehmens bei den meisten Lehrern der Universität kaum vorausgesetzt werden darf. Hier zeigt sich nun die Bedeutung des Vertrauens, welches man einer bedeutenden Persönlichkeit schuldig ist. Das ganze künftige Schicksal des Institutes hängt von der Wahl des Directors ab. Zu ihm muß man Vertrauen haben; aber er muß es auch verdienen. Keine, von mehreren, wenn auch noch so verdienten Männern, zusammengesetzte Commission, kann den Verlust eines solchen Directors ersetzen. Freilich ist es schwierig, einen solchen zu finden; er muß von der Idee des Institutes in ihrem ganzen Umfange durchdrungen sein, obwohl er einsieht, daß es, mit mancherlei Hindernissen kämpfend, wachsen muß; er muß die Lehrer, mit denen er in Verbindung tritt, zu begeistern verstehen. Diese Begeisterung muß ihn über die Schranken, die nur eine spätere Erfahrung niederzureißen vermag, erheben, und doch muß er Besonnenheit genug besitzen, um einzusehen, wie wenig im Anfange erreicht werden kann, ohne dabei den Muth zu verlieren.

Die Lehrer, die besonders bald angestellt werden müssen, und die, wenn auch nicht von Anfang an, wenn sie sich auszeichnen, durch bürgerliches Ansehen in ihrer Stellung aufgemuntert und durch ihre Einkünfte den Professoren bei der Universität gleich gestellt werden müssen, sollten vornämlich Chemie, Physik, Technik, Plastik, Malerei und Musik vortragen. Die Lehre dieser praktischen Richtungen der geschichtlichen Entwickelung zweckmäßig vorgetragen, wird dazu dienen, der bestimmten Beschäftigung eine freie, geistige Richtung zu geben. Jede von den Wissenschaften, die behandelt werden, hat in ihrer Totalität einen sehr weitläufigen, ja unbegränzten Umfang.

Der Lehrer muß die Lust unterdrücken, einen gründlichen Physiker, Chemiker, Kunsthistoriker zu bilden, und obwohl er von den allgemeinsten und strengsten Principien der Wissenschaften ausgeht, sich doch auf die Theile der Wissenschaft, die dem Jünglinge besonders nöthig sind, wenn man auf seine bestimmte Richtung Rücksicht nimmt, beschränken. Die Schwierigkeit, die sich hier zeigt, und die ohne Zweifel erst nach einer langen Erfahrung überwunden wird, ist: den rechten Mittelweg zu finden; denn obgleich der theoretische Unterricht dazu dienen soll, den Jüngling geistig zu erweitern und frei zu machen; so daß er im Stande ist mit Leichtigkeit die europäisch

geſchichtliche Entwickelung ſeiner beſtimmten Beſchäftigung zu erkennen und zu verfolgen, ſo muß man doch vor Allem verhindern, daß nicht einſeitige Theoretiker entſtehen, die ihre eigenthümlichen Schranken überſehen; dieſe ſollen in lebendige Bewegung geſetzt, aber keineswegs niedergeriſſen werden. Daher müſſen die Vorträge des Inſtitutes hauptſächlich praktiſch ſein. Chemiſche Vorleſungen müſſen mit dem Laboratorium verbunden werden; der Jüngling muß ſelbſt in Thätigkeit geſetzt werden; er muß ſelbſt mit Fertigkeit analyſiren und chemiſche Verſuche anſtellen. Wohl iſt es nöthig, daß die Vorleſungen ihre Gegenſtände mit einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Allgemeinheit behandeln, und ſo Gegenſtände berühren, die nicht unmittelbar den Gärber, Färber, Lackirer u. ſ. w. intereſſiren. Aber in dem Laboratorium müſſen Abtheilungen ſtattfinden, ſo daß die Fertigkeit, die hier erworben wird, Rückſicht auf die eigenthümliche Richtung nimmt. Es giebt nicht leicht eine ſchönere Gelegenheit, das praktiſch Exacte und das ſtreng Regelmäßige in techniſchen Arbeiten auszubilden, als durch die Verfertigung phyſikaliſcher und aſtronomiſcher Inſtrumente, wenn dieſe die Forderungen, welche die europäiſche Wiſſenſchaft in unſeren Tagen macht, erfüllen ſollen, und wenn unſer Vaterland hierin mit England und Frankreich wetteifern ſoll. Ich bin über-

zeugt, daß unſer Vaterland ſich in dieſer Hinſicht ſchon jetzt auszeichnet; daß Kopenhagen eine phyſiſch-techniſche Schule beſitzt, die ſich mit den beſten meſſen kann. Ein Verdienſt, welches unſer berühmter Oerſted ſich erworben hat und was nicht zu hoch geſchätzt werden kann. Ja es ſcheint ein eigenes Talent zu ſein, das herrſchend in meinem Vaterlande iſt. Aber in unſerer Zeit, in welcher die mechaniſchen Künſte einen ſo bedeutenden Einfluß auf das ganze Leben in allen ſeinen ſinnlichen Richtungen haben, kömmt es beſonders darauf an, daß dieſe techniſche Fertigkeit immer mehr und mehr ausgebreitet wird, ſo daß ſie den Namen einer nationalen verdient.

Wenn es ſo weit kömmt, daß ein jeder mechaniſche Handwerker weiß, was es zu bedeuten hat, einen luftdichten Hahn, eine feine Schraube, die bis zum hohen Decimale der Linien vollkommen gleichförmig in allen ihren Windungen iſt, zu verfertigen; eine vollkommen exacte feine Eintheilung, nicht bloß eine lineare, ſondern auch eine kreisförmige u. ſ. w. darzuſtellen: ſo wird man das Wichtige einer ſolchen Ausbildung gewahr werden, die weiter reicht, als man gewöhnlich denkt. Aber dieſe exacte, techniſche, mechaniſche Fertigkeit hat noch eine andere Bedeutung, die nicht überſehen werden darf. Das wahrhaft Exacte, das mit vollkommener Strenge alles Ueberflüſſige aus-

schärfe und das Verhältnis aller einzelnen Theile zu einander genau bestimmt, kann mit einer vollkommen klaren Definition, die mit Sicherheit den Inhalt der Begriffe bestimmt und den Irrthum ausschließt, verglichen werden. Der wahre, in der edelsten Bedeutung des Wortes, vornehme Ausdruck für die klare Bestimmtheit, die dadurch entsteht, ist Eleganz, die grade, wenn sie von der mechanischen, großen Fertigkeit ausgeht, dazu dienen wird, das gesetzmäßige und dabei schöne Verhältnis in der Architektur, in der Malerei, in der Verfertigung der Geräthschaften, selbst der geringsten, in der inneren Einrichtung des Hauses, in den Meubeln, in Allem, was uns täglich umgiebt, zu finden. Der Sinn für das Schöne, der durch das reine Auffassen der Verhältnisse entsteht, hat einen tiefen Einfluß, auch auf das sittliche Leben. Ich darf behaupten, daß es schlechte Gedanken giebt, welche durch die herrschende Eleganz, wie sie hier aufgefaßt werden muß, und wenn sie nicht absondert, sondern auf eine ächt nationale Weise alle Stände mit einander verbindet, zwar nicht ausgerottet, (das vermag nur die Religion), aber wohl gehemmt werden. In dieser Hinsicht kann das ächt Elegante mit der Reinlichkeit verglichen werden. Ein Jeder weiß, welche Menge schmutziger Gedanken durch ein schmutziges Dasein entstehen. Das Häßliche ist in Wahrheit nicht we-

niger fruchtbar als das Schöne. So wird nun der Uebergang von dem bloß Technischen, zu der eigentlichen Region des wahrhaft Schönen gebildet, und Technik und höhere Kunst reichen einander die Hand. Aus der Eleganz kann das Schöne nicht entstehen; dies muß vorausgesetzt werden und kann sich nur entwickeln, wie die sicherste Zeichnung nicht den geistigen Ausdruck in einem menschlichen Gesichte hervorzubringen vermag. Hier tritt nun die dichterische Seite des Institutes hervor; hier werden besonders passende Lehrer gefordert; Künstler, die sich durch eine feinere, allgemein geistige Bildung auszeichnen; ausgebildete Dichter, mit Sinn für die Kunst, und bekannt mit dieser. Auch hier muß die praktische Entwickelung nicht abgebrochen werden; der junge Bildhauer, Maler, Musiker muß mit der Beschäftigung, zu der er in seiner frühesten Jugend den Grund gelegt hat, fortfahren. Aber hier entsteht zugleich eine neue Aufgabe, die von großer Wichtigkeit ist, nämlich die: das primitive Talent von dem secundären zu sondern; das letzte hat zwar auch eine primitive Bedeutung, aber nicht wo wir sie suchen. Ein Architekt kann ein plastisches Talent äußern, ohne sich deshalb wie ein künftiger Thorwaldsen zu beschäftigen; ja, ein Tischler kann als ein wahrer Künstler hervortreten, obgleich sein eigentlicher Beruf ist, Meubeln zu verfer-

tigen. Die jungen Menſchen dahin zu bringen, daß ſie die eigentlichen Gränzen ihres Berufes erkennen, innerhalb dieſer, denſelben lieben, ja ſich für ihn begeiſtern, muß als das höchſte Ziel des Inſtitutes angeſehen werden.

Ueber

die wissenschaftliche Behandlung

der

Psychologie.

(Vorgelesen in der K. Akademie der Wissenschaften 1845.)

Es iſt etwas Seltſames, wenn wir die Lage der Pſychologie in unſeren Tagen betrachten. Seit der großen Revolution, die durch Kant veranlaßt wurde, iſt ſie aus der ſpeculativen Philoſophie ausgeſtoßen. Aber dieſes ſo Ausgeſtoßene hat keineswegs ſeinen eigenen, innerhalb ſeiner Gränzen ſelbſtändigen Platz gefunden. Und dadurch iſt es geſchehen, daß weder die rechte Stellung dieſer Wiſſenſchaft zur Philoſophie, noch ihre Behandlung als eigene Wiſſenſchaft erkannt wird. Iſt ſie, kann man fragen, eine Erfahrungs-Wiſſenſchaft? Kann man durch ſinnliche Wahrnehmung etwas von der Seele erfahren? — Man ſollte es glauben. Wenigſtens drängt uns der Sprachgebrauch dieſe Anſicht auf, und wenn wir ganz im Allgemeinen von einem erfahrenen Manne reden, ſo bezeichnen wir in der That damit eben die pſychologiſchen Erfahrungen, inſofern dieſe ſeine Hand-

lungsweiſe leiten; wenn wir von naturwiſſenſchaftlichen, religiöſen, geſchichtlichen u. ſ. w. Erfahrungen reden, ſo bezeichnen wir dieſe ſpeciell, beſtimmt, als wäre der allgemeine Grund aller Erfahrungen eben ein pſychologiſcher. Womit beſchäftigt ſich nun dieſes, von der Speculation Ausgeſchiedene, von ihr zum Gegenſtand eines tieferen Erkennens Heranreifende? — Offenbar mit Seelenerſcheinungen, die ſinnlich aufgefaßt und erkannt werden.

Was bringt uns dazu eine Seele anzunehmen? Warum nennen wir ein Thier beſeelt, die Pflanze nicht? — Offenbar nur deshalb, weil der Faden reißt, der beſtimmte Erfahrungen ſinnlich mit einander verknüpft, und uns zwingt einen andern, ſinnlich nicht unmittelbar wahrzunehmenden Anknüpfungspunkt zu entdecken. Dieſen erkennen wir nicht, und da wir dennoch genöthigt ſind ihn anzunehmen, nennen wir ihn Seele, und ihre Aeußerung in der ſinnlichen Welt: Willkür. Sie tritt uns zuerſt als bloße leibliche Bewegung entgegen, und bildet das einzige Mittel, um Thiere von Pflanzen zu unterſcheiden. Es iſt bekannt, wie die Naturforſcher ſich bemüht haben, ſinnliche Kennzeichen zu entdecken, durch welche Thiere und Pflanzen von einander zu unterſcheiden ſind! Wie die Aufnahme der Nahrung durch eine Mundöffnung, die Locomotivität u. ſ. w. Aber ein jeder

Naturforscher findet sich unmittelbar gezwungen das Ungenügende solcher Bestimmungen zu erkennen. Das erste Kennzeichen z. B. kann nur in so fern gelten, als die Aufnahme der Nahrung durch eine Mundöffnung eine willkürliche Bewegung voraussetzt. Das zweite Kennzeichen kann stattfinden durch einen bloß leiblich organischen Proceß. So, wenn bei den Orchideen von den zwei neben einander stehenden Wurzel-Knollen der eine, etwa der linke, welkt, rechts ein neuer sich entwickelt, und so, nach einer Reihe von Jahren dasselbe Individuum eine ganz andere Stelle einnimmt.

Mit der Willkür der Lebensäußerung und mit dieser allein eröffnet sich also ein ganz neues Feld der Erfahrung. Aber hier zeigt sich nun eine Schwierigkeit, die unüberwindlich scheint. Denn soll eine wissenschaftliche Behandlung der Seelenäußerungen möglich sein, so muß eben das Willkürliche, durch welches wir gezwungen wurden, eine Seele anzunehmen, wieder verschwinden. Die Seelenäußerungen selbst müssen einem Zwange der Nothwendigkeit unterworfen sein. Es muß klar werden, daß innerhalb der bloßen Erscheinung die Willkür niemals zur Freiheit sich zu veredeln vermag. Es muß daher etwas dem Naturzwange Aehnliches in der Psychologie hervortreten, und ihre Gesetzmäßigkeit und mit dieser ihre

einzig mögliche, wiſſenſchaftliche Behandlung begründen. Die Pſychologie als Erfahrungs-Wiſſenſchaft iſt daher ein Theil der Naturwiſſenſchaft, und muß ſchlechthin als eine ſolche behandelt werden. Sie iſt völlig determiniſtiſch, und muß bekennen, daß ihr, eben weil ihr nur das Geſetzmäßige zugänglich iſt, die geſetzgebende Gewalt, die Freiheit, verborgen bleibt. Je ſtrenger und exacter die Verhältniſſe der anorganiſchen Natur mathematiſch aufgefaßt werden, deſto tiefer verbirgt ſich in dieſer in ſich ſicheren Geſetzlichkeit der geiſtige Urſprung derſelben. Die mathematiſche Phyſik geſteht, eben je gebietender ihre Entwickelung iſt, deſto unverhohlener: daß die Schwere ſelbſt nie erkannt wird. Und das, wonach alle Geiſter ringen, das Erkennen des Weſens der Schwere, verwandelt ſich und zwar unvermeidlich in eine Hypotheſe. Dennoch iſt dieſe ſtrenge Geſetzmäßigkeit der einzige Weg, der zum Erkennen des Weſens führt. Sie muß ſelbſt als erkannt für die geſchichtliche Entwickelung hervortreten. Der Philoſoph iſt kein Naturforſcher, aber die Geſetzlichkeit der Natur iſt, inſofern ſie ſich geſchichtlich offenbart, der einzige Boden, auf welchem eine Naturphiloſophie ſich entwickeln kann. Nun iſt hier freilich nicht von einer todten, mechaniſchen, vielmehr von einer lebendigen Geſetzlichkeit die Rede, die ſich erfahrungsmäßig nur als eine

Entwickelung faſſen läßt. Dieſe aber ſetzt das Ganze voraus, und läßt ſich nur bei ſolcher Vorausſetzung auffaſſen und darſtellen. So bleibt uns allerdings in der Phyſik der organiſchen Welt der Lebensproceß verborgen, wie das Weſen der Schwere in der mechaniſchen. Aber dieſes Geheimnis, obgleich es ſich hartnäckig verbirgt, muß dennoch vorausgeſetzt werden. Es ſetzt das Ganze in einen jeden Theil der Unterſuchung, und wenn nicht alle Stufen zukünftiger Entwickelung, Stamm, Blätter, Blume, Frucht der beſtimmten Art erkannt werden, würde eine jede lebendige Geſetzlichkeit uns völlig unzugänglich ſein, und mit dieſer eine jede wiſſenſchaftliche Behandlung der Pflanzen-Phyſiologie. — Kant hat dieſes eingeſehn; ſeine Anſicht blieb aber eine beſchränkte, weil er eine jede organiſche Form als eine einzelne betrachtete, weil ihm ein univerſeller Typus aller Organiſationen, wie er ſich ſpäter der Naturwiſſenſchaft unſerer Tage immer entſchiedener aufdrängte, verborgen blieb.

Wenn er ſich ſo äußert, als wenn die organiſche Natur uns freilich dahin bringen müßte, eine geiſtige Teleologie, der ſchlechten, äußeren gegenüber, einen ordnenden, Alles durchdringenden Gedanken eines verſtändigen Weſens anzunehmen; ohne daß die Abſichtlichkeit der Lebensprozeſſe wiſſenſchaftlich aufgefaßt werden kann; und daher nur der Gegenſtand eines bloßen, wie er ſich ausdrückt,

regulativen Raisonnements; ohne ein ſicheres, conſtitutives Erkennen begründen zu können: — ſo widerſpricht ihm die ganze wiſſenſchaftliche Phyſiologie unſerer Tage. In der That iſt für die Phyſik des Lebens eine geſetzliche Morphologie das Allumfaſſende. Sie bildet hier die wiſſenſchaftliche Grundlage, wie die Gravitation in der mechaniſchen Phyſik. Es würde auf dem Standpunkte, auf welchen wir uns hier verſetzt haben, völlig überflüſſig ſein, ausführlich auseinander zu ſetzen, wie das organiſche Leben eine Vermittelung bildet zwiſchen der anorganiſchen Welt und dem erſcheinenden Seelenleben. Es iſt eine häufig ausgeſprochene Trivialität und liegt ſehr nahe.

Wenn nun eine fortgeſetzte morphologiſche Betrachtung eine empiriſche Pſychologie begründen ſoll, ſo muß dieſe einen geſetzlichen Urtypus aller pſychiſchen Entwickelung vorausſetzen, der, wie veränderlich er auch bei den verſchiedenen Individuen, und zu den verſchiedenen Zeiten bei einem jeden Individuum erſcheinen mag, doch etwas durchaus Zwingendes hat, und in allen erſcheinenden Handlungen als ſolches hervortreten muß.

Freilich wenn wir dieſe Geſetzmäßigkeit mit unſerem Gegenſtande in ſeiner Totalität vergleichen, wenn wir die ſtets bewegliche, niemals raſtende Seele in ihrer unendlichen, ſcheinbaren Willkürlichkeit, wie ſie in

jedem Augenblick, oft, wie es ſcheint, völlig verwandelt, eine andere unendliche Tiefe aufzuſchließen ſcheint, um ſie wieder verſchwinden zu laſſen: — wie dürftig erſcheint dann die Geſetzmäßigkeit, welche doch die ganze Wiſſenſchaft begründen ſoll. Aber tritt uns nicht ein Aehnliches in der Phyſiologie entgegen, wenn auch nicht ſo ganz in dem Abgrunde der ſcheinbaren Willkürlichkeit verſunken, wenn wir den Urtypus der Organiſation mit den unendlich wechſelnden organiſchen Formen aller Pflanzen und Thiere vergleichen? Tiefſinnige Philoſophen haben geglaubt, daß die Natur in der That nur ein tändelndes Spiel mit der leiſe wechſelnden Form der Arten triebe, und daß die nie ruhende Mühe die oft in Gattungen kaum unterſcheidbaren Formen feſtzuhalten und zu unterſcheiden, eine durchaus nutzloſe und geiſtesleere Arbeit wäre. Ich habe dieſe Meinung nie theilen können; ich muß vielmehr behaupten, daß man nie eine Gattung völlig kennt, wenn man nicht alle ihre Arten mit geiſtiger Freiheit überſieht. Wenn ich die Behandlung der ſogenannten Naturgeſchichte, und mit dieſer die innig verbundene comparative Anatomie und Phyſiologie betrachte, dann erkenne ich hier ein neu erwachtes Organ einer bedeutungsvollen Zukunft. Was die Forſcher natürliche Familien nennen, in welchen ſich die Gattungen gruppiren, wird zwar noch oft genug durch einzelne

Kennzeichen künſtlich aus einander gehalten, wodurch ſie ſich unter einander verwirren. Auch muß man geſtehen, daß dieſes genaue Feſthalten an ſcheinbaren Einzelnheiten, obgleich es von dem eigentlichen Ziele abzuführen ſcheint, dennoch als eine durchaus nothwendige Vorübung betrachtet werden muß. Denn eben der Vereinzelung gegenüber drängt ſich die Verwandtſchaft und die Totalität auf. Wer kann die Geſchichte der immer klarern Entwicklung der natürlichen Familien in unſeren Tagen verfolgen, ohne dieſe organiſirende Gewalt der ſich hervordrängenden Einheit, durch welche eine jede Familie ſich als ein Organ einer größern mehr umfaſſenden Organiſation darſtellen will, zu erkennen? — Es liegt etwas wahrhaft Erhabenes in dieſer langſamen, genauen Forſchung, in dieſem geſchichtlichen Muthe, mit welchem man ſich mit der Unterſuchung des ſcheinbar Einzelnen abgiebt, während ein geiſtig Umfaſſenderes den bedeutenderen Forſchern vorſchwebt, viele aber bewußtlos leitet. Je reiner die Familien ſich ordnen, alle verwandten, nicht bloß äußerlich, ſondern innerlich mit einander verbundenen Gattungen vereinigen, deſto klarer treten dieſe hervor. Mag es wahr ſein, daß die Beſtimmung der Arten (Species) noch immer eine ſchwankende ſei; — aber eben darin liegt ihre höher [illegible] — nur wenn uns die Gattung klar ge-

worden iſt, wird uns auch die Art verſtändlich ſein. Vergleichen wir die Behandlung der Arten in der gegenwärtigen Zeit mit der frühern, der Linneiſchen, da kann man nicht leugnen, daß ſie mit einer größern geiſtigen Freiheit behandelt werden; daß man in einer jeden Modification der Form eine tiefer gehende Beſtimmung der Gattung erkennt. Und wie langſam und durch eine Unzahl mühſeliger Unterſuchungen auch dasjenige fortſchreitet, was wir nicht einem Einzelnen, ſondern der Geſchichte der Wiſſenſchaft im Großen zuſchreiben müſſen: ſo ſehen wir doch einer Zeit entgegen, in welcher wir die unſcheinbarſten Modificationen der nahen verwandten Formen mit geiſtiger Freiheit überſehen, wie die Worte in der Rede, wie die Töne in der Muſik, eben in ihrer beſtimmten Art beherrſchen und fordern müſſen.

Wie nun, getragen von einem Urtypus aller Organiſationen, dieſer unendliche Reichthum ſich für uns aufſchließt, ſo ordnen wir denſelben für die Pſychologie. Die Methode, welche wiſſenſchaftlich gefordert wird, iſt hier, wie ein Jeder aus dem Vorhergehenden einſieht, eine genetiſche. Was man Seelenvermögen bis jetzo genannt hat, verwandelt ſich nothwendig in eine beſtimmte Entwickelungsſtufe und wird ſeiner Bedeutung nach nur als ſolche und in ihrer Entſtehung begriffen. Heben wir den Urtypus

für ſich hervor, ſo müſſen, indem wir dieſen verfolgen, in einer Richtung der Betrachtung, alle erſcheinenden Seelenäußerungen als ſich entwickelnde Naturfunctionen begründet werden; und nur indem wir alles höhere Geiſtige, alles von einer geiſtigen Freiheit Ausgehende, als ein auf unſerm Standpunkte Unerreichbares und nie zu Erkennendes mit Entſchiedenheit hervorheben, vermögen wir eine empiriſche Pſychologie, d. h. eine Pſychologie als Erfahrungswiſſenſchaft zu begründen. Alles, ſelbſt das ſcheinbar Höchſte, tritt ſo als ein Nothwendiges, Gegebenes hervor; ſelbſt Verſtand, Vorſtellung, Denken in ſeiner Geſetzmäßigkeit, Phantaſie, Wille in ſeiner, doch nur ſcheinbaren Freiheit. Ebenſo wie in der Phyſiologie uns die Quelle aller Lebensproceſſe verborgen bleibt und bleiben muß. — Eben dadurch wird die empiriſche Pſychologie eine höchſt wichtige Wiſſenſchaft, ja, eine durchaus nothwendige, die aller höheren Betrachtung zum Grunde liegen und ſie begründen muß. Wir können nicht leugnen, daß Etwas was der Erfahrene Natur nennt, uns bis in das Innerſte unſers Daſeins durchdringt, und völlig beherrſcht; — Alles, ſelbſt das Bewundrungswürdigſte und Höchſte, durch welches Zeitalter in ihrer Herrlichkeit oder in ihrer Schwäche, Völker in ihrem Glanzpunkt oder in ihrer Verſunkenheit, jede Perſönlichkeit in ihrer Eigenthümlichkeit, Stärke

oder Schwäche, erſcheinen, ſind ganz und gar dieſer Nothwendigkeit unterworfen. Je genauer man ſie kennt, deſto grauenhafter erſcheint ſie uns; ja, es galt wohl für eine Ruchloſigkeit, ſie entſchieden ins Auge zu faſſen.

Der Naturforſcher kennt dieſes Grauen nicht, ſo lange er ſich mit den, ſcheinbar von dem Menſchen getrennten Naturgegenſtänden beſchäftigt; weil er die höchſte Grenze der Betrachtung nicht erreicht hat. Hier aber drängt ſich ihm ein Geſetz auf, welches ihn zu vernichten droht, und alle Freiheit in den bloßen Naturtrieb verwandelt. Das innere Leben, in allen ſeinen verſchlungenen Verhältniſſen, von dieſem Geſetz erbarmungslos ergriffen, iſt ſich nicht bloß ein Räthſel, ſondern völlig fremd geworden; es hat ſich ſelber verloren, und nach allen Mühſeligkeiten des genaueſten und ſtrengſten Erkennens, durch welche es ſich immer entſchiedener als ein innerlich Lebendiges, in ſich reiches und ſelbſtthätiges zu ergreifen ſucht, findet es nur ein gänzlich von ſich ſelber Geſchiedenes, d. h. die eigene Vernichtung, den Tod. Aber je größer die Naturſicherheit iſt, mit der wir das Geſetzmäßige der Lebensentwickelungen in ihrer Totalität auffaſſen; je reiner der Urtypus der Entwickelung, die uns alle trägt, aufgefaßt wird: deſto näher erſcheint unſere Rettung, und die unbedingte Freiheit wird ſelbſt eine nicht mehr abzuweiſende Nothwendigkeit.

Der vermittelnde Begriff, durch welchen eine höhere Anſicht allein erzeugt werden kann, iſt der organiſche der Entwickelung. Dieſen zu verfolgen, findet zwar grade in der Pſychologie eine große Schwierigkeit: — zuerſt deswegen, weil eine genetiſche Methode, als eine ſolche nie angewandt werden kann, wo ein Ziel der Entwickelung nicht als bekannt vorausgeſetzt wird. Wo ein ſolches Letztes nicht, wenn auch nur potentiv, in dem Keime liegt, treiben wir uns ſchwankend in vereinzelten Analogien herum, die uns immer von unſerem eigentlichen Zweck abführen, je näher wir ihm zu treten wähnen. Eine Darſtellung der Pflanzenentwickelung iſt nur möglich, wenn die beſtimmte Pflanze in ihrer Totalität aufgefaßt, wenn die höchſte Reife in dem erſten unſcheinbaren Keime erkannt wird. Fragen wir nun, wo wir das Ziel einer ſinnlich ſich darſtellenden Perſönlichkeit ſuchen ſollen, ſo iſt die Antwort ſo ſchwierig, daß man faſt behaupten möchte, ſie ſei noch gar nicht im empiriſch wiſſenſchaftlichen Sinne aufgeworfen; vielmehr, ſelbſt ein Pſycholog der neueſten Zeit, der dieſe Wiſſenſchaft organiſch und genetiſch zu behandeln verſucht hat, ſieht eine ſolche Beſtimmung der Perſönlichkeit als etwas dem Erkennen Unerreichbares an. In der ſinnlich organiſchen Welt iſt dieſes Ziel ein endliches, welches, erreicht, zu ſeinem Anfange zurückkehrt; aber eben des-

wegen, um wiſſenſchaftlich erkannt zu werden, in ein Höheres, Bleibendes, in der Zeit nicht Erſcheinendes, weder Erſtandenes noch Vergehendes, verſetzt werden muß. Eine jede wirklich ſpecifiſch verſchiedene Art ſetzt ſich ſelber voraus, und wird nur als ein Bleibendes, höher als alle Sinnlichkeit Liegendes, ſelbſt empiriſch erkannt. Alle Veränderung der Organiſation, die innerhalb der gegebenen ſinnlichen Verhältniſſe entſteht, erzeugt nur eine Varietät; und wie ſchwierig es auch in der Anwendung erſcheinen mag, die Art von der Varietät zu unterſcheiden; wie oft der beobachtende Forſcher ſich irren mag: ſo darf doch die Phyſiologie den Grundſatz, der die ſpecifiſch beſtimmte Art als ein Unwandelbares betrachtet, nie aus den Augen verlieren. Dadurch eben iſt die ſinnliche Form, in ſofern ſie in einem einzelnen Subject hervortritt, ein ſchlechthin Untergeordnetes, und hat nur eine vermittelnde Bedeutung. Das wiſſenſchaftlich zu Erkennende kann nicht in dem Veränderlichen geſucht werden, ſondern nur in dem Unveränderlichen, alle ſinnliche Zeit Beherrſchenden. Dadurch nur unterliegen die Triebe der Thiere einer abſoluten Naturnothwendigkeit, die höher liegt, als alle Erſcheinung. Und wie ſich die Willkür der leiblichen Bewegung in der Pflanze verbirgt, ſo verbirgt ſich die Willkür der Seele in einem überſinnlichen Geſetze bei den Thieren.

In der menſchlichen Pſychologie darf aber das Subject nicht als ein Untergeordnetes, nur Vermittelndes, Zufälliges, angeſehen werden. Hier iſt ein jedes gegebene Subject ſein eigenes Ziel, und eine pſychologiſche Entwickelung hat allen Sinn verloren, wenn ſie nicht als eine perſönliche betrachtet wird. Wenn es auch wahr ſein mag, daß der Unterſchied zwiſchen dem Urſprünglichen und dem Secundären, zwiſchen der wahren ſpecifiſchen Art und der bloßen, aus den Einflüſſen der Umgebung entſtandenen Varietät, viel ſchwieriger zu erkennen iſt, als bei den Thieren: ſo darf doch eben ſo wenig hier wie dort der Grundſatz, ein Unwandelbares zu erkennen, aufgegeben werden. Freilich iſt die Aufgabe in einem noch viel weiteren Sinne eine unendliche, als wenn wir alle Thierformen betrachten. Eine wahre ſpecifiſche Art der Thiere ſtellt uns das Unveränderliche, Urſprüngliche, nicht in der Zeit, oder aus den ſinnlichen Verhältniſſen Entſtandene, unmittelbar dar. Eine jede wahre Art ſetzt ſich ſelber voraus. Das Individuum hat nur ſeine Bedeutung als Art, und iſt ſelbſt ein Zufälliges. Wie erkennen wir aber in dem Menſchen das Urſprüngliche, nicht aus irdiſchen Verhältniſſen Entſtandene? — Pſychologiſch betrachtet, in der Zeit erſcheinend, iſt die Maſſe der Menſchen ſo entſchieden ein bloßes Product der günſtigeren oder

ungünstigeren Verhältnisse, daß es schlechthin unmöglich scheint, in ihm etwas Höheres, die Verhältnisse Beherrschendes, anzuerkennen. Und dennoch muß durchaus behauptet werden, daß eine Psychologie nur möglich ist, wenn in der menschlichen Persönlichkeit, wie in der Thiergattung Etwas vorausgesetzt wird, was nicht in der Zeit entstanden ist, und nicht in dieser vergeht. Nicht bloß die Ewigkeit der Person, sondern auch die Persönlichkeit des Ewigen muß vorausgesetzt werden, wenn eine Psychologie irgend eine wissenschaftliche Bedeutung erhalten soll. Es muß etwas Unvergängliches in einem jeden Individuum angenommen werden, dessen Ursprünglichkeit unläugbar bleibt, wenn wir auch, wie bei den Thiergattungen, seinen Ursprung nie zu entdecken vermögen. Diese Persönlichkeit in der Person zeigt sich ja auch nicht selten als eine solche, durch welche die Masse des Geschlechtes erst ihre Bedeutung erhält. Wenn man die Ursprünglichkeit der bedeutenden Talente der Hochbegabten in ihrer bestimmten Form abläugnen will, wie ich dieses oft genug vernommen habe, so ist es mir freilich nicht möglich, diese Einwendung zu widerlegen, aus dem einfachen Grunde, daß ich sie nicht verstehe.

Ich bleibe meinem hier gewählten, empirischen Standpunkte getreu, und muß das persönlich, wirklich

Productive in den hoch Begünſtigten ein außer der Zeit Liegendes nennen. Und ſprechen wir eben von der Erfahrung, ſo müſſen wir ſogar Allem, was durch künſtliche Pflege, durch günſtige Verhältniſſe, entſteht, eine jede productive Kraft abſprechen. Freilich kann das urſprünglich Bleibende bis zur Unſcheinbarkeit zurückgedrängt werden und zu verſchwinden ſcheinen; ja, die meiſten lebendigen Keime, ſelbſt diejenigen, welche die bedeutendſte Form in ſich verſchließen, gehen hier, wie in der ganzen thieriſchen Schöpfung, zu Grunde. Dieſer tragiſche Untergang iſt zwar ein Räthſel, welches ſich dem empiriſchen Pſychologen als ſolches aufdrängt, ohne daß er es zu löſen vermag. Die Löſung liegt höher, als der gewählte Standpunkt, aber die Thatſache iſt unläugbar. Wer ſie abläugnet, von dem kann man nur behaupten, daß er ſie nicht entdeckt hat; — und wer ſie entdeckt hat, kann ſie nicht aufgeben. Ein Streit zwiſchen beiden iſt daher unmöglich. Auch iſt es unläugbar, daß dieſe Thatſache ſich allen Unbefangenen aufdrängt, und den Urtheilen der Menſchen zum Grunde liegt. Von Schakſpear oder Thorwaldſen, die beide, allen äußeren Verhältniſſen zum Trotz, das mächtige, urſprüngliche Talent entfalteten, zu behaupten, daß dieſes ſich eben aus dieſen Verhältniſſen, die es zu vernichten drohten, eben jene ſeltſame generatio aequi-

voca, die aus einem fruchtbaren Boden, ohne Samenkorn, eine Pflanze hervorwachſen ſieht. Wird dieſes nun zugegeben, ſo iſt ein jeder urſprüngliche Menſch abſolut von den übrigen, wenn man dieſen das Unvergängliche des Talents rein abläugnet, ſchlechthin geſchieden; — eben ſo entſchieden wie der Menſch von den Thieren. Da dies nun nie angenommen werden darf, ſo nehmen wir das Daſein des Urſprünglichen in einem jeden Menſchen unbedenklich an, und nur durch dieſe Annahme wird eine genetiſche, d. h. eine organiſche Pſychologie möglich. Die herrlichſten und bedeutendſten Epochen der Geſchichte ſind diejenigen, in welchen mächtige Perſönlichkeiten, in den verſchiedenſten Richtungen menſchlicher Entwickelung, ſich wechſelſeitig faſſen, erkennen und fördern. Sie ſind zugleich fruchtbar, bis in die Maſſe hinein, und durch die geiſtige Oscillation erwecken und pflegen ſie das Urſprüngliche, bis zu den unſcheinbarſten Punkten und in den engſten Kreiſen. Die unglücklichen und ſtumpfen Epochen äußern ſich in einer doppelten Richtung: entweder durch eine herrſchende Dumpfheit des Erkennens, die den Boden der Entwickelung ausſaugt, — die Barbarei im allgemeinſten Sinne; — oder durch ein einſeitiges Wuchern leerer Abſtraction, die einen üppigen Blätterwuchs hervorruft, die Entfaltung eigenthümlicher Blüten aber unterdrückt, — Barbarei

der Uebercultur! — Eine reiche, ſelbſt empiriſche, Pſychologie iſt daher ein Erzeugnis einer beſſern Zeit, weil dieſe, (damit ich mich eines naturwiſſenſchaftlichen Ausdruckes bediene) die vollſtändigſten Exemplare der Betrachtung liefert. So wichtig nun das Erkennen der urſprünglichen Perſönlichkeit iſt, wo ſie klar und beſtimmt hervortritt, ſo beruht die Entwickelung der Pſychologie, als reiche Wiſſenſchaft, dennoch auf dem immer wachſenden, zarten Sinn, der dieſe in den unſcheinbarſten, in die ſecundären, aus den ſinnlichen Verhältniſſen erzeugten Modificationen, hineingetauchten Varietäten heraus zu finden, feſtzuhalten und zu ſchätzen vermag. Ein wiſſenſchaftliches Erkennen, welches nicht durch ein abſtractes Raiſonnement entſtehen kann, ſondern nur geſchichtlich ſich zu entwickeln vermag. Aber damit phyſiologiſche Forſchungen ſolcher Art ſich nicht in das gränzenlos Willkürliche verlieren ſollen, müſſen ſie getragen werden von einem ſtreng geſetzmäßigen, für alle Perſönlichkeiten gleichgeltenden Urtypus lebendiger Entwickelung, die dennoch in ihrer Geſetzlichkeit die freien Perſönlichkeiten, in ihren mannigfaltigſten Geſtaltungen, für eine höhere geiſtige Betrachtung hervorhebt. Dieſer reiche Sinn für das Eigenthümliche, der von unſerm trefflichen Schleiermacher als das höchſte geiſtige Glück des Menſchen betrachtet wurde, vermag allein die empi-

rische Psychologie aus ihrer gegenwärtigen Armseligkeit zu erheben, und selbst in dem gesetzlichen Urtypus einen reichen Boden mannigfaltiger lebendiger Gestaltungen zu erkennen und in ihrer Entwickelung zu fassen. Jetzo sehen wir leider in der Psychologie nichts als einzelne Vermögen, Kräfte u. dergl., die, logisch bestimmt und classificirt, in willkürliches Raisonnement hineingetaucht, ein todtes Aggregat an die Stelle eines lebendigen Zusammenhanges setzen. Alles Eigenthümliche steht in dieser Composition als ein Curiosum und bildet mehr oder weniger eine Sammlung von seltsamen Notizen, die man entweder auf eine flache Weise zu erklären sucht, oder mit leerem Staunen anstarrt.

Alle bisherigen Versuche einer genetischen Methode müssen wir durchaus als mißlungen betrachten.

Der einzige, der mir gelungen erscheint, ist der von Braniß, der als Einleitung zu seiner Metaphysik die Kantische Kritik mit einem höhern speculativen Erkennen vermitteln soll. Auch ist es in der That dieser Versuch, der mir den Muth gab, eine empirische Psychologie genetisch darzustellen, und durch diese den Urtypus aller sinnlichen Seelenerscheinungen in ihrer naturnothwendigen Entwickelung hervorzuheben. Die Absicht, die dem Braniß vorlag, verhinderte ihn,

die Psychologie naturwissenschaftlich zu behandeln; und daher schwebt seine Methode zwischen einer construirenden und einer genetischen, wenn sie gleich auf eine überraschende Weise dem Reichthume der letzteren als Grundlage dienen kann. Und ich verdanke ihm in dieser Rücksicht Vieles, ja Alles. Hegel hat schon in den frühesten Zeiten seiner kritischen Darstellungen die richtige Bemerkung gemacht, daß ein Denken, welches nur Erscheinungen erkennt, selbst nur Erscheinung, und nichts an sich sei. Das Kantisch-kritische Verfahren schließt den Menschen in all seinem nothwendigen Denken schlechthin innerhalb der Erscheinung ein, und seine Logik und ihre constitutive Gewalt ist eine reine Logik der sinnlichen Natur; in ihrer Consequenz, Mathematik.

Es giebt also einen Standpunkt, von welchem aus das Denken selbst als ein angebornes mit Naturnothwendigkeit sich entwickelt. Selbst eine Entwickelung, die den Urtypus alles menschlichen Daseins in der größten Allgemeinheit darstellt. Nur die große Schärfe und der lehrreiche Umfang, in welchem Kant sein Thema aufnahm und behandelte, brachte ihn dahin, den Inhalt einer höheren Wissenschaft, einer eigentlich speculativen, aus den herrschenden Elementen eines bloß sinnlichen Erkennens hervorzuheben, aber zugleich als unerreichbar darzustellen.

Der Unterſchied zwiſchen einem ſinnlichen Erkennen und einem geiſtig freien liegt nach ihm darin, daß das „An ſich", welches in der productiven Einheit des Selbſtbewußtſeins ſich verhüllt, wie die Schwere in der anorganiſchen Natur, nur in ſeiner Geſetzmäßigkeit erkannt werden kann. Die geſetzgebende Gewalt, die zugleich eine freie ſein muß: das „An ſich des Denkens", wird geſucht; aber es wird zugleich zugeſtanden, daß es nie gefunden werden kann. Das Reich der Freiheit iſt nur urſprünglich ein „An ſich", welches ſich unmittelbar als ſolches, nicht bloß in ſeiner ſtrengen Geſetzmäßigkeit, ſondern zugleich als geſetzgebende Gewalt aufdrängt, und nicht abweiſen läßt. Aber auch dieſe verwandelt das Höchſte in eine bloß pſychologiſche Erſcheinung; und wie die Schwere in der mechaniſchen Phyſik aus einer mathematiſchen Hypotheſe erklärt wird, wo die Geſetze der Erſcheinung ſich aufdrängen, ſo wird die geiſtige Freiheit in die Erſcheinung verhüllt, (in der „Religion, innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft"), aus einer pſychologiſchen Hypotheſe erklärt.

Ich ſchließe mit einer Ueberſicht der empiriſch-genetiſchen Methode, die ich in der Ausarbeitung der Pſychologie zu befolgen denke. Sie enthält zuerſt den

allgemeinen Urtypus aller menſchlichen Entwickelung von der Geburt an. Der genaue Parallelismus eines phyſiſchen und zugleich pſychiſch-fortſchreitenden Proceſſes. Ihm zum Grunde liegen drei Momente, die durch alle Stadien der Entwickelung hindurch vibriren, aber ſelbſt nicht, als aus der Entwicklung begriffen, betrachtet werden können. Der leibliche Menſch ernährt ſich (phyſiſch). In ſo fern wird der Leib, obgleich der Ernährungsproceß fortdauernd thätig iſt, mit allen Momenten ſeines Daſeins zugleich geſetzt; eben nur als ein Gegebenes, in beſtimmter Form Daſeiendes, betrachtet. Der Leib wird und entſteht in jedem Momente, in ſo fern, und wie er iſt.

Der pſychiſche Menſch fühlt, und das Gefühl enthält alle Momente ſeines pſychiſchen Daſeins in ihrer ruhenden Einheit.

Durch das Nervenſyſtem verliert ſich das leibliche Daſein in das Innerſte der nie erſcheinenden Lebensquelle; wie durch das Denken in das innerſte, nie zu erfaſſende geiſtige Daſein. Die willkürliche Bewegung, die von dem Gehirnſyſtem ausgeht, wie die unwillkürliche Bewegung, die an den Ernährungsproceß gebunden iſt, finden ihren Parallelismus in den ſcheinbar freien und unfreien Handlungen. Jene durch das Erkennen, dieſe durch das Gefühl geleitet. Man vergeſſe nicht, daß, was hier in großer über-

ſichtlicher Allgemeinheit behauptet wird, nur als eine Ueberſchrift für eine Unterſuchung gelten kann, die freilich in großer Ausführlichkeit die Behauptung begründen ſoll. Der Entwickelungsproceß ſelber muß in ſeiner reinen Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden. Eben der Parallelismus, ſtreng aufgefaßt, ſchließt eine jede faſelnde Verwechſelung des Phyſiſchen mit dem Pſychiſchen aus. Selbſt da, wo ſie ſich am innigſten mit einander bewegen, wie in den pſychiſchen Krankheiten, muß entſchieden nachgewieſen werden, daß beide ſich in ſchlechthin abgeſonderten Welten bewegen, und alle tändelnden Vergleichungen, Analogien müſſen durchaus vermieden werden. Obgleich die wechſelſeitige, ſogenannte Einwirkung nicht abgeläugnet, und eine ärztliche Beihülfe bei der Kur in vielen Fällen als nothwendig zugeſtanden wird, muß dennoch eine jede pſychiſche Erſcheinung aus der Totalität des pſychiſchen Zuſtandes erklärt werden; und in der Betrachtung eines jeden Falles, wie ſeltſam er erſcheinen mag, muß das Pſychiſche von dem Phyſiſchen getrennt bleiben, wie die Seele von dem Leibe. Nur was nie und nirgend in ein endliches Verhältnis tritt, iſt in ſeiner Totalität eins. Ich hoffe, auf dieſe Weiſe eine wirkliche Naturentwicklung der Seele darſtellen zu können, die alle in der Geſchichte der Pſychologie hervortretenden Gegenſtände behandelt; die-

ſen aber auch ihre rechte Stelle anweiſt, aus welcher allein ſie ihre Bedeutung erhalten, und für eine fortgeſetzte Unterſuchung fruchtbar hervortreten.

Aber dieſe allgemeine Seite der Pſychologie würde ſelbſt eine leere ſein, eine ſolche, die ihren wahren Inhalt nicht erkannt hätte, wenn ſie nicht ergänzt würde durch eine zweite, in welcher alle Seelenäußerungen in ihrer, ſcheinbar abgeſchloſſenen Einheit mit einer leiblichen Organiſation hervortreten, ja als ein Product derſelben erſcheinen.

Es iſt eben der reichſte, aber auch ſchwierigſte Theil der Pſychologie. Die Perſon, indem ſie als ein Product einer in ſich abgeſchloſſenen Naturnothwendigkeit hervortritt, kann nur ſo als eine freie begriffen werden. Ich will hier nur die Hauptmomente dieſer Richtung der Pſychologie kurz angeben. Alſo: Erſtens: eine jede Perſönlichkeit erſcheint relativ, abwechſelnd, ſelbſt in der Erſcheinung, als beherrſcht von einem bewußten, wenn auch verborgenen, geiſtigen Entwickelungsproceß; aber dann auch bei dämmerndem Bewußtſein, beherrſcht von einem relativ hervortretenden, allgemeinen Naturproceß. Die Perſönlichkeit wacht und ſchläft abwechſelnd.

Der Parallelismus des Leibes und der Seele [illegible] hier nie verſchwinden. Die Seele, ſo we[illegible] Schlafen, wie der ſomatiſche Proceß im Wa-

chen. Empirisch betrachtet ist der wachende Zustand, selbst in seiner sichersten Entwickelung, dennoch nur ein relativer, der seine Ergänzung durch den Schlafzustand findet. Zweitens: Eine jede Persönlichkeit findet sich, psychisch wie leiblich, als die eine Seite eines Gegensatzes, der durch die ganze Natur geht; als männlich oder weiblich. Ein Gegensatz, der in der leiblichen Natur durch die, in der Erscheinung hervortretende, nur durch die Betrachtung abgeschlossene, äußere Unendlichkeit einer Zeit, deren Anfang und Ende nicht erkannt, bei den Menschen aber der höhern Bedeutung nach, durch die Liebe gelöst wird, die beide Glieder des Gegensatzes selbständig setzt, indem sie in einander aufzugehen scheinen. Drittens: Eine jede Persönlichkeit, als ein relativ Thätiges, und selbst in dem mannigfaltigsten Wechsel, Eigenthümliches des ganzen Geschlechtes. Diese Richtung der Seelen ist, wie die Pflanze durch das Klima, eine durchaus äußerliche, und stellt sich durch das Temperament dar.

Ich vermeide geflissentlich, mich hier über diese Abtheilung der Psychologie bestimmter zu äußern, weil eine jede allgemeine Aeußerung unvermeidlich willkürlich erscheinen, und Mißverständnisse erzeugen wird.

Das Ziel der Psychologie ist aber erst dann aufgefaßt und erkannt, wenn die Betrachtung, von allem Aeußeren erfüllt, sich dem Inneren der Persönlichkeit,

als einem Bleibenden zuwendet; und wie der mechaniſche Phyſiker für alle Geſetzmäßigkeit, die Schwere, die nie erfahrungsmäßig ihrem Weſen nach erkannt werden kann, fordern muß; — wie der Phyſiolog für alle Lebensproceſſe ein nicht zu erkennendes Lebensprincip: — ſo wird der Pſycholog, um die Geſetzmäßigkeit der Seelenäußerungen zu erkennen, hingedrängt zu dem Geiſt, in welchem die Geſetzlichkeit des Denkens freie That, zugleich aber die freie That Schöpfung, in ihrer ganzen inneren Geſetzlichkeit iſt.

Berichtigungen.

Seite 12 Zeile 7 v. u. lies: Boſſut für Boſſuet (ebenſo S. 26. 36.)
= 14 = 12 v. u. = des für der.
= 15 = 4 v. o. = geſellt für geſtellt.
= 16 = 6 v. o. = Reflexionen für Reflectionen.
= 40 = 6 v. o. = ſeine für eine.
= 45 = 4 v. o. = Teleſius ſ. Tileſius (ebſ. S. 53.)
= 49 = 11 v. o. = enthalten für enthalte.
= 50 = 2 v. o. = Spaccio für Spaccia.
= 57 = 11 v. o. = typographical für topographical.
= 61 = 7 v. u. = bekämpfte für bekämpfe.
= 64 = 4 v. o. = Flacianer für Flaccaner.
= 64 = 11 v. o. = Melanchthon für Melanchton.
= 67 = 11 v. o. ſtreiche das Komma vor ihn.
= 74 = 1 v. u. lies Märtyrers für rtyrers.
= 83 = 11 v. o. fehlt ein Komma vor Leichen.
= 101 = 4 v. u. das Komma vor aus gehört dahinter.
= 104 = 3 v. o. lies Uſher für Urſer.
= 105 = 1 v. o. fehlt ein Komma hinter Iſidor.
= 105 = 5 v. u. lies hos- für hos.
= 117 = 1 v. o. fehlt ein Komma hinter Picten.
= 119 = 1 v. u. lies ſie verfolgen ſ. ſich verfolgen.
= 123 = 6 v. u. = eines Kampfes ſ. einem Kampf.
= 127 = 5 v. u. = kosmiſcher für kosmiſchrr.
= 128 = 6 v. o = werden für wird.
= 129 = 3 v. o = behielten für behielt.
= 129 = 6 v. u. = Geſtalt für Geſtali.
= 147 = 6 v. o. = Golde für Gslde.
= 148 = 3 v. o = hangen für hängt.
= 159 = 5 v. u. = beſchäftigte für bewegte.
= 159 = 2 v. u. = bevor- für hevor.
= 180 = 4 v. u. = ſpätere für pätere.
= 201 = 9 v. o. = potentia für potentiv.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Bei **E. H. Schroeder** in Berlin iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Riesenthal, J. H. R., Dr., Hebräiſches u. Chaldäiſches Schulwörterbuch über das alte Testament mit Hinweisung auf die Sprachlehren von Gesenius und Ewald. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Ritter, E. W., Briefe auf einem Ausfluge nach Italien, Sicilien und Malta. 8. geh. 25 Sgr.

Cieszcowski, A., Dr. Gott und Palingenesie. Erster kritischer Theil. gr. 8. geh. 17½ Sgr.

George, L., Dr. Princip und Methode der Philoſophie, mit beſonderer Rückſicht auf Hegel und Schleiermacher. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

— — Syſtem der Metaphyſik. gr. 8. 2 Rthlr.

— — Die älteren Jüdischen Feste, ihrer geschichtlichen Entwickelung nach dargestellt, mit einer Kritik der Gesetzgebung des Pentateuch. gr. 8. 1 Rthlr. 15 Sgr.

— — Mythus und Sage. Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Entwickelung dieſer Begriffe und ihres Verhältniſſes zum chriſtlichen Glauben. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Heffter, A. W., Dr. K. Pr. G. Ober-Reviſionsrath, Das Europäiſche Völkerrecht der Gegenwart. gr. 8. cart. Preis 2 Rthlr. 10 Sgr.

Hertz, Dr. De Luciis Cinciis. Diss. Philol. gr. 8. geh. 17½ Sgr.

Judae, L., Geſchichte der chriſtlichen Kirche. Mit Vorwort von Dr. Auguſt Neander. gr. 8. geh. 2 Rthlr.

Kaulfuss, K. S., Die Slaven in den älteſten Zei-

ten bis Samo (623). Eine linguistisch-geographisch-historische Untersuchung, nebst einem Anhange: gedrängte Uebersicht der heutigen Slaven. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Kutscheit, J. V., Hand-Atlas der alten Geschichte und Geographie in 10 illum. Karten. Fol. 2 Rthlr., einzelne Karten 7½ Sgr.

Mathieu, Oscar., Steph., Prof. Baptismatis expositio biblica, historica, dogmatica. (Commentatio a theologorum ordine Berolinensi S. V. ornata praemio aucta nunc novisque curis recognita). Editio nova. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

Mörner, T. de, De Orosii vita ejusque historiarum libris septum adversus paganos. gr. 8. geh. 1 Thlr.

Orlich, L. v., Fürst Moritz von Anhalt-Dessau. Ein Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. gr. 8. geh. 25 Sgr.

Rehdantz, C., Dr. Vitae Iphicratis Chabriae Timothei Atheniensium. gr. 4. geh. 1 Thlr. 25 Sgr.

Richter, Julius, Dr. Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie. gr. 8. geh. 15 Sgr.

— — Aristophanisches. 6 Bog. 4. geh. 10 Sgr.

Schasler, Max., Dr. De origine et formatione pronominum personalium et priorum numerorum aliarumque quae huc pertinent, notionum pervestigatio rationalis et phonetica. gr. 8. geh. 25 Sgr.

Schede, L. H., Das Grundprincip der Reformation. Sendschreiben an Herrn Prediger Jonas zu Berlin, betreffend die Erklärung vom 15. August, zugleich als ein

Beitrag zur allgemeinen Verständigung über die kirchlichen Fragen. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Schelling, H., De Solonis legibus apud oratores atticos. Dissertatio in certamine litterario civium univers. monachens. ab amplissimo philosophorum ordine praemio a rege praescripto ornata. gr. 8. geh. 22½ Sgr.

Schneider, O., Dr. De censione hastaria veterum Romanorum conjecturae. Diss. philol. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Schrader, A., Germanische Mythologie und deutsche Alterthümer. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Schrader, G., Dr. De artis apud Aristotelem, notione ac VI. gr. 8. geh. 10 Sgr.

Sophokles Antigone. Neue metrische Uebersetzung. gr. 8. geh. 2te Aufl. 10 Sgr.

Stahl, Prof. Dr., Zwei Sendschreiben an die Unterzeichner der Erklärung vom 15., beziehungsweise 26. August 1845, zugleich als ein Votum in der Augsburgischen Confessions-Frage. Dritte Aufl. gr. 8. geh. 5 Sgr.

— — — Rechtsgutachten über die Beschwerden wegen Verletzung verfassungsmäßiger Rechte der Protestanten im Königreiche Baiern, insbesondere Beleuchtung des Verhältnisses zwischen dem Staatsgrundgesetz und dem Konkordate. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Steinhäuser, W., Unsterblichkeit im Bunde einer lichtgerechten Welt und Gottesanschauung, begründet im materiellen Wesen der Natur. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Stuhr, P. F., Prof. Das Verhältniß der christlichen Theologie zur Philosophie und Mythologie. gr. 8. geh. 5 Sgr.

Türk, W. v., Erfahrungen und Ansichten über Erziehung und Unterricht, sowie über die Vorsorge für Waisen, Arme und Hülfsbedürftige. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr.

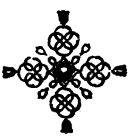
Ueber die Antigone des Sophokles und ihre Darstellung. Drei Abhandlungen von A. Böckh, E. H. Tölken, Fr. Förster. 8. geh. 15 Sgr.

Wallin, J. O., (Dr. Theol., Ordensbischof in Stockholm). Predigten und Reden bei feierlichen Gelegenheiten, aus dem Schwedischen übersetzt und herausgegeben von Johannes Rothlieb, deutschem Prediger in Stockholm. gr. 8. geh. 1 Rthlr. 10 Sgr.

Zimmermann, Carl, Der Kriegsschauplatz in Inner-Asien, oder Bemerkungen zu der Uebersichts-Karte von Afghanistan, dem Penjab und dem Lande am untern Indus. Nach englischen Quellen herausgegeben, zum leichteren Verständniss der innerasiatischen Angelegenheiten. Mit den Plänen von Ghuzni, Kelat und Jellalabad. gr. 8. cart. 2⅔ Rthlr.

Zumpt, A. W., Dr., De Lavinio et Laurentibus Lavinatibus. Comment. epigr. 5 Bog. 4. geh. 15 Sgr.

— — De M. Tullii Ciceronis ad M. Brutum et Bruti ad Ciceronem epistolis. 5 Bog. 4. geh. 15 Sgr.



3 2044 058 180 894

THE BOR
AN OVERDUE FEE I
RETURNED TO THE LIBRARY ON OR
BEFORE THE LAST DATE STAMPED
BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE
NOTICES DOES NOT EXEMPT THE
BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
1987
CANCELLED
JAN 2 9 1987
CANCELLED
MAY 0 9 2002
WIDENER